



Abbildung 1. Gruppenfoto im Chingalire Village
(eigene Aufnahme)

FREMD SEIN

Interkulturelles Lernen als Chance, ein Erfahrungsbericht

Abschlussarbeit zur Erlangung des
Bachelor of Arts in Primary Educa-
tion

von

Benjamin Weber & Michael Fuhrer

benjamin.weber@stud.phnmsbern.ch
michael.fuhrer@stud.phnmsbern.ch

Studienjahrgang 2022, Zyklus 2

Pädagogisches Hochschulinstitut, PH NMS
Bern

eingereicht bei Alexander Schroeter
am 08. Juli 2025

1 Inhalt

1	Inhalt	2
2	Abstract.....	4
3	Einleitung	5
3.1	Forschungsfrage	6
3.2	Aufbau der Arbeit	6
4	Das Fremde	7
4.1	Fremd sein – Was heisst das?	7
4.2	Fremde – Wie geht man damit um?	9
4.3	Fremd sein – Wie geht man damit um?.....	14
4.4	Fremdheit – Was führt dazu?	15
5	Aufgaben der Schule.....	16
5.1	Bildung als Menschenrecht und gesellschaftlicher Auftrag	16
5.2	Heterogenität statt Fremdheit – Eine pädagogische Perspektive	16
5.3	Inklusion als Weiterentwicklung der Schulstruktur	17
5.4	Interkulturelle Pädagogik - ein pädagogischer Umgang mit Fremdheit im Kontext inklusive Bildung	17
5.4.1	Interkulturelle Pädagogik als Haltung	17
5.4.2	Konkrete Zielsetzungen interkultureller Bildung im schulischen Kontext.....	18
5.5	Fazit.....	19
6	Methodik	21
6.1	Qualitative Forschung	21
6.2	Datenerhebung	22
6.3	Struktur – Lege - Technik	23
6.4	Datenauswertung.....	24
6.4.1	Gütekriterien	24
6.4.2	Auswertung	24
7	Umgang mit Fremdheit.....	26
7.1	Situationsanalysen A.....	27
7.1.1	Verständigung	27
7.1.2	Interaktion mit Touristen	28
7.1.3	Kulturelle Verhaltensweisen	29
7.1.4	Hilfe.....	31
7.1.5	Alltagserfahrungen	32
7.2	Situationsanalysen B.....	33
7.2.1	Sichtbare Unterschiede	33
7.2.2	«Kulturelle» Unterschiede (Interesse/Verhalten).....	35
7.2.3	Interaktion	38

7.2.4	Privileg	40
7.2.5	Hilfsbereitschaft.....	42
7.2.6	Kontakt Schweiz.....	44
7.2.7	Bekannte Begleitung	45
7.3	Zusammenfassung der Analysen und Verknüpfung zur Theorie.....	46
8	Fazit.....	51
8.1	Beantwortung der Leitfrage	51
8.2	Fazit der Methodik	53
8.3	Anschliessende Forschungsperspektiven	53
9	Literaturverzeichnis	55
10	Abbildungsverzeichnis	56
11	Anhang	57
11.1	Tagebuch A	57
11.2	Tagebuch B.....	74
11.3	Struktur-Lege-Technik A.....	94
11.4	Struktur-Lege-Technik B.....	95
11.5	Eigenständigkeitserklärung	96

2 Abstract

In der pädagogischen Fachliteratur zum Umgang mit Migration dominiert häufig die Perspektive der Mehrheitsgesellschaft, während die Erfahrungen von Menschen in Minderheitenposition oft fehlen. Diese Arbeit beleuchtet das Thema aus einer anderen Sicht: Während eines Studienaufenthalts in Malawi machten wir selbst Erfahrungen des Fremdseins. Ausgehend davon dokumentieren und analysieren wir diese Erlebnisse in Form eines reflektierten Erfahrungsberichts. Die theoretische Auseinandersetzung mit Konzepten wie Interkulturalität, Inklusion und kultureller Identität wird dabei mit subjektiven Tagebuchaufzeichnungen verknüpft. Ziel ist es, Impulse für eine kritisch-reflektierte interkulturelle Pädagogik zu geben, die über stereotype Zuschreibungen hinausgeht. Die Ergebnisse zeigen, dass Fremdheit häufig mit Unsicherheit, Sprachlosigkeit und Reduktion auf Äusserlichkeiten verbunden ist – zugleich aber zu Perspektivwechsel und Selbstreflexion anregen kann. Eigene Fremdheitserfahrungen fördern Empathie und eine professionelle Haltung im Umgang mit Vielfalt im Schulalltag.

3 Einleitung

Die fortschreitende Globalisierung, anhaltende Fluchtbewegungen und kontroverse gesellschaftliche Debatten, die zunehmend zu einer Spaltung in gegensätzliche Lager führen, prägen den aktuellen öffentlichen Diskurs. Politische Unsicherheiten und das europaweite Erstarken rechter Parteien verschärfen die Situation von Menschen, die als „fremd“ wahrgenommen werden. Fremdheit ist nicht nur ein politisches Thema, sondern stellt auch die Pädagogik vor die Herausforderung, einen angemessenen Umgang mit Differenz und Vielfalt zu finden.

Diese gesellschaftlichen Entwicklungen spiegeln sich auch im Bildungsalltag wider, wo Lehrende zunehmend mit der Herausforderung konfrontiert sind, Fremdheit nicht als Problem, sondern als Chance zu begreifen. Obermoser (2022, S. 95) betont, dass Vielfalt und Verschiedenheit zunehmend den Bildungsalltag prägen. Dabei geht es nicht nur um kulturelle Herkunft, sondern - wie Gogolin und Krüger-Potratz (2010, S. 12) betont - um eine umfassende Heterogenität: Unterschiede in Lebenslagen, Bildungszugängen, Mentalitäten und Werten. Diese Unterschiede wirken sich unmittelbar auf die Bildungschancen aus. Schneider (2011, S. 390) zeigt, dass Kinder aus sozioökonomisch benachteiligten Familien seltener eine Gymnasialempfehlung erhalten – selbst bei gleichen schulischen Leistungen. Dies verdeutlicht, wie strukturelle Ungleichheiten Bildungschancen prägen. Politisch wird auf die gesellschaftliche Heterogenität oft mit der Forderung nach «Integration durch Bildung» reagiert (McElvany, Jungermann, Bos & Holtappels, 2017, S. 7). Da die Fachliteratur davon ausgeht, dass die gesellschaftliche Heterogenität in Zukunft weiter zunehmen wird (Gogolin & Krüger-Potratz, 2010, S. 25), wird die Auseinandersetzung mit Heterogenität im Sinne einer interkulturellen Pädagogik zu einer zentralen Bildungsaufgabe. Die vorliegende Arbeit greift Konzepte der interkulturellen Pädagogik auf, die darauf abzielen, aufzuzeigen wie Bildung als gesellschaftliche Schlüsselinstanz zur Förderung von Partizipation und Integration beitragen kann und wie diese Haltungen zur Reduktion von strukturellen Ungleichheiten führen kann.

Trotz dieser pädagogischen Relevanz bleibt ein grundsätzliches Problem bestehen: Viele Konzepte interkultureller Bildung sind aus der Perspektive der Mehrheitsgesellschaft entwickelt worden. Auch wenn - wie Nieke (2008, S. 72) beschreibt - versucht wurde, die Perspektive der Betroffenen „stellvertretend“ zu berücksichtigen, so wachsen doch die Zweifel, ob dies ausreichend ist. Die Stimme derer, die selbst Fremdheitserfahrungen machen, bleibt in der wissenschaftlichen Literatur häufig unterrepräsentiert.

Hier setzt die vorliegende Arbeit an: Die beiden Autoren verbrachten gemeinsam zwei Monate in Malawi und machten dort die Erfahrung, selbst in der Rolle der fremden Person zu sein. Die während dieses Aufenthaltes geschriebenen Erfahrungsberichte bilden die empirische Grundlage der Untersuchung. Dabei ist sich die Arbeit bewusst, dass eine temporäre Fremdheitserfahrung nicht mit einer dauerhaften Realität gleichgesetzt werden kann - sie bietet jedoch wertvolle Einblicke in die alltäglichen Herausforderungen interkultureller Begegnungen. Ziel ist es, diese Erfahrungen aus der Perspektive der Minderheitsposition zu analysieren und mit theoretischen Konzepten zu Fremdheit und interkultureller Pädagogik in Verbindung zu bringen.

Die Arbeit verfolgt dabei ein doppeltes Ziel: Zum einen soll rekonstruiert werden, wie Fremdheit in alltäglichen Interaktionen erlebt wird. Zum anderen soll eine reflexive Perspektive eingenommen werden, die durch die wechselseitige Analyse der Tagebücher bewusst Distanz zur eigenen Erfahrung schafft. Damit leistet die Arbeit einen Beitrag zu einem Perspektivwechsel in der interkulturellen Bildungsdebatte, indem die Innensicht der fremden Personen in den Mittelpunkt gerückt wird - eine Perspektive, die in der bisherigen Forschung häufig zu kurz

gekommen ist. Aus diesen Erfahrungen soll abgeleitet werden, welche pädagogischen Haltungen und Handlungsmöglichkeiten für einen professionellen Umgang mit Fremdheit hilfreich sein könnten. Die zentrale Forschungsfrage, an der sich diese Überlegungen orientieren, wird im folgenden Abschnitt vorgestellt.

3.1 Forschungsfrage

Im Zentrum dieser Arbeit steht die Frage, wie sich Fremdheit in alltäglichen Situationen anfühlt und inwiefern sich aus diesen Erfahrungen Erkenntnisse für den pädagogischen Umgang mit kultureller Vielfalt ableiten lassen. Die zentrale Forschungsfrage lautet:

«Wie fühlt es sich an, fremd zu sein, und inwiefern kann sich das Lernfeld der Interkulturalität positiv auf den Primarschulunterricht im Zyklus 2 auswirken?»

Im Folgenden wird dargelegt, wie die Arbeit aufgebaut ist, um sich dieser Fragestellung systematisch anzunähern.

3.2 Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit gliedert sich in acht Kapitel. Die Arbeit zeigt zunächst den aktuellen wissenschaftlichen Diskurs zu Fremdheit und interkultureller Pädagogik auf, um dann die Erfahrungsberichte zu analysieren und mit den Erkenntnissen aus der wissenschaftlichen Literatur zu verknüpfen. Nach der Einleitung (Kapitel 3), in der das Thema verortet, die Fragestellung erläutert und das Untersuchungsinteresse umrissen wird, folgt in Kapitel 4 eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Begriff der Fremdheit. Dazu wird das Fremde definiert und aufgezeigt, wie Fremdheit entsteht und wie mit ihr umgegangen werden kann. Kapitel 5 vertieft die Aufgaben der Schule und legt die pädagogische Relevanz des Themas offen. Anschließend wird in Kapitel 6 die Methodik zur Auswertung der Erfahrungsberichte vorgestellt. Hier wird erläutert, wie die Erfahrungsberichte erhoben, ausgewählt und mittels Struktur-Layout-Technik analysiert werden. Darauf folgend wird mithilfe von Situationsanalysen im Kapitel 7, das konkrete Erleben von Fremdheit rekonstruiert. Die einzelnen Situationen werden thematisch geordnet, mit theoretischen Konzepten verknüpft und im Hinblick auf pädagogische Handlungsmöglichkeiten reflektiert. Abgeschlossen wird die Arbeit mit dem Fazit (Kapitel 8), in dem die zentralen Erkenntnisse zusammengeführt und im Hinblick auf mögliche Konsequenzen für die interkulturelle Bildungsarbeit – insbesondere im Zyklus 2 der Primarstufe – bewertet werden.

4 Das Fremde

Im folgenden Kapitel wird der Begriff des Fremden erklärt und verschiedene Perspektiven darauf beleuchtet. Dabei wird zwischen den beiden Perspektiven der Mehrheitsgruppe und der Minderheitsgruppe unterschieden. Zum Schluss wird ein Fazit gezogen und definiert, wie „Fremd“ im Rahmen dieser Arbeit verstanden werden muss.

4.1 Fremd sein – Was heisst das?

Schütz (1972, S. 2 ff.) analysiert die alltägliche Orientierung der Menschen durch ein sogenanntes "Denken-wie-üblich" – damit ist die Summe jener alltagspraktischen Annahmen, Werte, Deutungsmuster und Handlungsschemata gemeint, die innerhalb einer sozialen Gruppe als selbstverständlich gelten. Dieses Denken beruht auf einem kollektiven Erfahrungshintergrund, der sich über Erziehung, Sozialisation, Tradition und alltägliche Praxis verfestigt hat. Es erlaubt Mitgliedern einer Gruppe, ihre Umwelt mit minimalem kognitivem Aufwand zu verstehen und angemessen darin zu handeln. Das "Denken-wie-üblich" stellt damit eine Art kulturelles Navigationssystem dar, das meist unbewusst angewendet wird und sich nur selten der expliziten Reflexion öffnet. Dabei handelt es sich um ein System von Rezeptwissen, das inkohärent, inkonsistent und nur teilweise klar ist. Menschen orientieren sich an Handlungsplänen, Traditionen und kulturellen Mustern, ohne deren Herkunft oder Gültigkeit zu hinterfragen. Das "Denken-wie-üblich" ist nicht universell gültig. Für die Mitglieder der In-Group reicht es aus, weil es im Alltag als praxistauglich erlebt wird: Es bietet hinreichend Klarheit, Orientierung und soziale Sicherheit, ohne kritisch hinterfragt werden zu müssen.

Der fremde Mensch hingegen – den Schütz (1972, S. 1) als jemanden definiert, der sich einer sozialen Gruppe nähert und dauerhaft akzeptiert oder zumindest geduldet werden möchte – verfügt nicht über dieselbe geteilte Erfahrungsbasis. Ihm fehlen die biografischen und kulturellen Voraussetzungen, um das "Denken-wie-üblich" der neuen Gruppe nachvollziehen und anwenden zu können. Seine eigenen Deutungsmuster erweisen sich als unbrauchbar. Dadurch erlebt er einen Bruch mit seinen bisherigen Orientierungen, was zu tiefer Verunsicherung und einem Gefühl der Orientierungslosigkeit führt (Schütz, 1972, S. 4). Dabei ist wichtig, dass das Fremdsein nicht auf Personen anderer Nationalitäten beschränkt ist. Auch jemand, der einem neuen Club beitrifft, Lernende an einer neuen Schule, eine Lehrperson in einem neuen Kollegium oder ein Mensch, der in eine andere soziale Schicht oder Milieu wechselt, kann Fremdheit erleben. Fremdheit entsteht also überall dort, wo eine Person sich in ein soziales Umfeld begibt, dessen Regeln, Gepflogenheiten und Werte sie nicht aus eigener Erfahrung kennt – und dennoch ein Teil davon werden möchte (Schütz, 1972, S. 1).

Das Erleben von Fremdheit zwingt die fremde Person zur aktiven Auseinandersetzung mit der neuen sozialen Wirklichkeit. Im Gegensatz zu den Mitgliedern der In-Group, die sich auf eingespielte Routinen und kulturelle Selbstverständlichkeiten verlassen können, muss die fremde Person bewusst beobachten, analysieren und einordnen. Diese Notwendigkeit führt zu einer besonderen Form der Objektivität: Die fremde Person nimmt die Widersprüche, Unklarheiten und nicht hinterfragten Voraussetzungen der Gruppe oft klarer wahr als deren Mitglieder selbst. Ihre Aussenperspektive erlaubt ihr, Strukturen sichtbar zu machen, die anderen verborgen bleiben – gerade, weil sie als selbstverständlich gelten (Schütz, 1972, S. 9). Gleichzeitig steht die fremde Person in einem Spannungsverhältnis zur Gruppe. Ihre Zugehörigkeit bleibt fragil. Wenn sie sich nicht vollständig den Mustern der neuen Gruppe unterwirft oder weiterhin an seiner Herkunftskultur festhält, wird ihr nicht selten eine zweifelhafte Loyalität unterstellt. Sie wird als „nicht ganz zugehörig“ wahrgenommen – was ihre Rolle zusätzlich erschwert

(Schütz, 1972, S. 10). Die fremde Person begibt sich in einen Zwischenraum: Sie gehört weder vollständig zur alten noch zur neuen Gruppe. Ihre Identität wird herausgefordert, manchmal sogar bedroht. Wird sie nicht von beiden Gruppen vollständig anerkannt, entsteht ein Zustand der Zerrissenheit. Sie wird zum „Randseiter“ – die zwischen den Welten steht, ohne in eine vollständig integriert zu sein (Schütz, 1972, S. 9 f.).

Fremdheit und Vertrautheit sind nicht nur soziale Phänomene, sondern grundlegende Kategorien unseres Weltverstehens. Immer dann, wenn wir in unserer Erfahrung auf etwas Neues oder Unbekanntes stossen, das nicht in unsere gewohnte Wissensordnung passt, beginnt ein erkenntnisgeleiteter Prozess: Wir versuchen, das Neue zu definieren, seinen Sinn zu erfassen und es in unser bestehendes Deutungs- und Erklärungssystem zu integrieren. Gelingt dies, wird das zuvor Fremde Teil unseres vertrauten Wissens – unser Erfahrungshorizont erweitert sich. Die soziale Anpassung einer fremden Person an eine neue Gruppe ist lediglich ein Spezialfall dieses allgemeinen Prozesses. Die fremde Person untersucht schrittweise die Kultur- und Zivilisationsmuster der ihr zunächst fremden Gruppe. Durch Beobachtung, Deutung und Wiederholung werden diese Muster schliesslich zu einem neuen Selbstverständnis – sie bieten Orientierung, Sicherheit und Zugehörigkeit. In dem Moment, in dem diese Muster verinnerlicht und nicht mehr als fremd erlebt werden, endet das Fremdsein. Die ehemals fremde Person ist nun Teil der sozialen Ordnung geworden (Schütz, 1972, S. 10).

Während Alfred Schütz (1972) in seinem Konzept des fremden Menschen insbesondere die subjektive Perspektive betont – also wie es sich anfühlt, selbst in eine fremde Gesellschaft einzutreten und sich darin orientieren zu müssen –, rückt Messerschmidt (2005) die Fremdwahrnehmung durch andere ins Zentrum ihrer Analyse.

Messerschmidt (2005) betont, dass Fremde nicht allein aus eigenem Empfinden heraus als solche wahrgenommen werden, sondern dass Fremdheit ihnen von der Mehrheitsgesellschaft zugeschrieben wird – etwa durch Abgrenzung, Typisierung oder Exotisierung. Diese Form der „Fremdmachung“ entsteht häufig aus einer Irritation über Uneindeutigkeiten. Alles, was nicht in die bestehenden Kategorien des Eigenen passt, wird als fremd markiert. Abwehrmechanismen wie Ethnozentrismus oder Kulturalismus stabilisieren diese Markierungen, indem sie den Anderen entindividualisieren und zu Trägern kollektiver Zuschreibungen machen. Dabei handelt es sich weniger um eine echte Begegnung als um Projektionen, die das Selbstbild der dominanten Gruppe bestätigen sollen.

Diesen Zugang vertiefen Leggewie und Zifonun (2010), indem sie Identität und Fremdheit als sozial konstruierte Phänomene begreifen. Sie argumentieren, dass Zugehörigkeit und Abgrenzung nicht allein auf geografische Distanz, Herkunft oder feststehenden kulturellen Unterschieden beruhen, sondern durch soziale Interaktionen, kommunikative Prozesse und institutionell verankertes Wissen hervorgebracht werden. Identität und Alterität seien „wesentlich Resultate menschlicher Selbstherstellungsprozesse“ (Leggewie & Zifonun, 2010, S. 12), die in dynamischen gesellschaftlichen Kontexten immer wieder neu entstehen und verhandelt werden. Dabei ist der Mensch kein Träger fixer Eigenschaften, sondern ein kulturell hergestelltes Wesen, das sich in einer intersubjektiven Wirklichkeit bewegt, die von Vieldeutigkeit, Widersprüchen und einem ständigen Aushandeln von Bedeutung geprägt ist. Fremdsein erscheint in dieser Perspektive nicht als gegeben, sondern als relationales Konstrukt – eingebettet in ein Spannungsverhältnis zwischen Eigen- und Fremdwahrnehmung, das in gesellschaftlichen Praktiken und Diskursen reproduziert wird.

Die Vorstellung einer homogenen Gesellschaft, gegründet auf gemeinsamen Herkunftsorten oder kulturellen Übereinstimmungen, gilt im Kontext heutiger pluralisierter Gesellschaften

zunehmend als überholt. Die Grenzziehungen zwischen dem "Eigenen" und dem "Fremden" verlaufen entlang tatsächlicher oder auch nur unterstellter Unterschiede – etwa hinsichtlich Sprache, religiöser Praktiken, äusserer Erscheinung oder Verhaltensweisen. Dabei handelt es sich keineswegs um neutrale Prozesse. In der Regel ist es die dominante Mehrheitsgesellschaft, die bestimmt, was als normal gilt und was als abweichend oder fremd eingestuft wird. Fremdsein ist kein feststehendes Merkmal eines Individuums, sondern entsteht immer relational – als Differenzerfahrung im Kontrast zum Eigenen. Es ist das Ergebnis gesellschaftlicher Diskurse, in denen bestimmte Merkmale oder Identitäten als "fremd" markiert werden, um dadurch das Eigene abzugrenzen und zu stabilisieren (Messerschmidt, 2005, S. 217 f.).

Während Schütz (1972) das Fremdsein als Erkenntnismöglichkeit des Individuums versteht, das eigene Vorannahmen hinterfragen kann, versteht Messerschmidt (2005) das Fremdsein vor allem als Machtverhältnis, das durch gesellschaftliche Zuschreibungen aufrechterhalten wird. Beide Ansätze weisen trotz unterschiedlicher Perspektiven – Schütz (1972) mit dem Fokus auf die individuelle Innenwahrnehmung von Fremdheit, Messerschmidt (2005) mit dem Blick auf gesellschaftliche Zuschreibungen – auf potenzielle Lernprozesse hin: Sei es durch die bewusste Auseinandersetzung mit eigenen Vorannahmen oder durch die Sensibilisierung für soziale Macht- und Ausgrenzungsmechanismen.

4.2 Fremde – Wie geht man damit um?

In der heutigen Gesellschaft treffen Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen, Sprachen und Lebensgewohnheiten jeden Tag aufeinander – Vielfalt ist Teil ihres Alltags. Durch globale Migration, internationale Verbindungen und unterschiedliche Lebensweisen begegnen sich im Alltag Menschen mit verschiedenen kulturellen Hintergründen, Sichtweisen und Lebensrealitäten. Diese Begegnungen erzeugen keine kulturelle Eindeutigkeit, sondern Widersprüche, Ambivalenzen und Irritationen, die produktiv gestaltet werden müssen. Wie bereits im vorhergehenden Kapitel 4.1 anhand vom Konzept des „Denkens-wie-üblich“ dargestellt, geraten diese grundlegenden Alltagsannahmen im Kontakt mit Fremdheit ins Wanken. Es kommt zu Wissensasymmetrien. Man weiss wenig über die Kultur und Handlungsweisen des Gegenübers, ist jedoch gleichzeitig auf Zusammenarbeit und Verständigung mit diesem angewiesen. Dabei entstehen widersprüchliche Problemlösungen im Alltag, die nicht immer befriedigend oder eindeutig sind (Leggewie & Zifonun, 2010, S. 13 f.).

Wie Leggewie und Zifonun (2010, S. 14 ff.) darlegen, wurden im politischen und öffentlichen Diskurs unterschiedliche Strategien entwickelt, um mit dieser kulturellen Komplexität umzugehen. Zwei prominente, aber problematische Konzepte sind die Leitkultur-These und der Multikulturalismus. Die Leitkultur-These beschreibt einen Kern gemeinsamer Werte, an denen sich alle Mitglieder der Gesellschaft orientieren sollen. Doch moderne, differenzierte Gesellschaften verfügen gerade nicht über einheitliche Leitlinien. Statt klarer Normen bietet das Grundgesetz vielmehr einen offenen Deutungshorizont, der ständig neu ausgelegt werden muss. Zudem wird der Begriff „Kultur“ in der Leitkulturdebatte so verwendet, als solle Kultur für gesellschaftliche Ordnung sorgen – eine Aufgabe, die eigentlich eher von Politik oder Rechtssystemen erfüllt wird. In Wirklichkeit ist Kultur dynamisch, konflikthaft und grenzüberschreitend; sie entsteht im Prozess der Aushandlung und Vermischung, nicht durch klare Abgrenzung.

Auch der Multikulturalismus steht in der Kritik – nicht wegen der Anerkennung kultureller Vielfalt, sondern weil er diese oft als statische Koexistenz homogener Gruppen beschreibt. Dabei bilden Gruppen in modernen Gesellschaften selten geschlossene Einheiten. Menschen wechseln zwischen unterschiedlichen kulturellen Kontexten. Der Multikulturalismus droht kulturelle Unterschiede zu übertreiben und so zu tun, als ob sie fest und unveränderlich wären. Hier

zeigt sich die Gefahr des sogenannten Gruppismus (Brubaker, 2007 zitiert nach Leggewie & Zifonun, 2010, S. 11 f.). Damit ist die Tendenz gemeint, Menschen auf festgeschriebene Gruppenmerkmale zu reduzieren und dabei komplexe soziale Lagen zu ignorieren.

Leggewie und Zifonun (2010, S. 17) plädieren für interaktionistische Ansätze, die kulturelle Identität als etwas verstehen, das im sozialen Austausch entsteht – veränderlich, widersprüchlich und reflexiv. Ein weiterer Aspekt, den sie dabei kritisch aufgreifen, ist der gängige Umgang mit interkultureller Kommunikation. Oft wird angenommen, dass Missverständnisse zwischen Menschen aus verschiedenen Kulturen automatisch auf deren unterschiedliche kulturelle Prägung zurückgehen. Sie widersprechen dieser Annahme: Sie sehen darin ein zu stark vereinfachtes Bild, das auf starren Kultur-Stereotypen beruht und die eigentliche Dynamik der Kommunikation ausblendet. Kultur, so argumentieren sie, ist kein festes Merkmal, das Menschen mitbringen – sie entsteht erst im Austausch, in der konkreten Begegnung. Kulturelle Unterschiede werden also nicht einfach vorausgesetzt, sondern im Gespräch sichtbar gemacht, betont oder sogar gezielt genutzt – etwa zur Abgrenzung oder zur Sicherung von Einfluss. Deshalb müsse interkulturelle Kommunikation als offener, wandelbarer Prozess verstanden werden, in dem Unterschiede nicht nur erlebt, sondern auch ständig neu verhandelt und interpretiert werden.

Ein differenzierter Umgang mit Fremdheit erfordert daher mehr als politische Konzepte – er verlangt ein Verständnis kultureller Erfahrung auf drei Ebenen, die Leggewie und Zifonun (2010, S. 16 ff.) analytisch unterscheiden:

- Interaktionsebene: Hier geht es um konkrete Begegnungen im Alltag. Diese Interaktionen sind nicht einfach Spiegel gesellschaftlicher Strukturen, sondern folgen eigenen Regeln. In solchen Situationen müssen die Beteiligten klären, wer sie selbst sind, welche Rolle sie übernehmen und was für alle Anwesenden in dem Moment wichtig ist – besonders wenn unterschiedliche kulturelle Vorstellungen aufeinandertreffen.
- Soziale Welten: Menschen bewegen sich in verschiedenen Lebensbereichen – Familie, Schule, Freizeit, digitale Räume – die jeweils eigene Sinn- und Handlungslogiken aufweisen. Diese sozialen Welten ermöglichen stabile Bezüge, können aber auch Spannungen erzeugen, wenn Akteur*innen zwischen unterschiedlichen Erwartungen navigieren müssen. Soziale Welten werden in der Regel durch gemeinsame Handlungen, Aktivitäten oder geteilte Interessen zusammengehalten.
- Arenen: An den Schnittstellen zwischen sozialen Welten entstehen Konflikte – etwa bei Fragen der Zugehörigkeit, Machtverteilung oder Definitionsmacht. In diesen Arenen wird Fremdheit besonders sichtbar, aber auch verhandelbar. Konflikte erscheinen hier nicht als destruktiv, sondern als Normalform des Zusammenlebens in pluralen Gesellschaften.

Wie Menschen innerhalb dieser Ebenen – Interaktion, soziale Welten und Arenen – mit dem Erleben von Fremdheit umgehen, hängt nicht nur von individuellen Erfahrungen ab, sondern auch von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Hier setzt Florack (2000, S. 6 ff.) an, der betont, dass in der Akkulturationsforschung lange Zeit primär die Perspektive von Migrierenden bzw. Minderheiten im Zentrum stand. Er hebt hervor, wie wichtig es ist, auch die Haltung der dominanten Gruppen zu betrachten. Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft sind zwar weniger gezwungen, ihre kulturelle Identität zu verändern, stehen jedoch vor der Entscheidung, inwieweit sie die kulturelle Eigenständigkeit von Minderheiten akzeptieren oder deren Anpassung einfordern.

Basierend auf dem Modell von Berry (1984, zitiert nach Florack, 2000, S. 10) unterscheidet Florack vier grundlegende Akkulturationsstrategien, die sich aus den beiden zentralen Dimensionen „Wunsch nach Kontakt zwischen den beteiligten Gruppen“ und „Wunsch nach Bewahrung kultureller Lebensarten und Verhaltensgewohnheiten“ ergeben. Diese beiden Dimensionen beschreiben, wie sowohl Mitglieder der Minderheit als auch der dominanten Gruppe Einstellungen gegenüber Integration und Differenz entwickeln können. Entscheidend ist, in welchem Ausmass die dominante Gruppe den Kontakt mit anderen Gruppen befürwortet und inwiefern sie kulturell unterschiedliche Lebensweisen akzeptiert.

Aus der Kombination dieser beiden Einstellungen ergeben sich folgende Akkulturationsstrategien (Berry, 1989, 1992, 1997, zitiert nach Florack, 2000, S. 10 f.):

- Integration: Die dominante Gruppe akzeptiert kulturelle Unterschiede, sofern die Minderheit an der Gesellschaft partizipiert.
- Assimilation: Die Minderheit soll sich vollständig anpassen und ihre kulturelle Eigenheit aufgeben.
- Segregation: Kulturelle Unterschiede werden toleriert, jedoch ohne sozialen Austausch oder Teilhabe.
- Exklusion (Marginalisierung): Weder Partizipation noch kulturelle Eigenständigkeit werden akzeptiert – die Minderheit wird ausgeschlossen.

Diese Strategien reflektieren nicht nur individuelle Haltungen, sondern auch gesellschaftliche Normen und politische Rahmenbedingungen. Dabei können Diskrepanzen zwischen den Erwartungen der Mehrheitsgesellschaft und den Strategien der Minderheiten zu Konflikten führen können (Florack, 2000, S. 9 f.). So kann etwa eine Mehrheit Integration erwarten, während die Minderheit Segregation anstrebt – ein Widerspruch, der Unsicherheit, Vorurteile oder sogar Ablehnung begünstigen kann.

Messerschmidt (2005, S. 219 ff.) führt aus, dass Fremdheit als eine fundamentale Bedrohung für bestehende gesellschaftliche Ordnungen wahrgenommen werden kann. In der Begegnung mit dem Fremden werden nicht nur individuelle Identitätskonstruktionen, sondern auch soziale und nationale Zugehörigkeiten infrage gestellt. Fremdheit irritiert, weil sie die klar gezogenen Grenzen zwischen „Eigenem“ und „Fremdem“ verschwimmen lassen. Die Reaktion auf diese Irritation erfolgt häufig durch Abwehrmechanismen, bei denen Unterschiede entweder hierarchisiert oder essentialisiert werden. Indem kulturelle Differenz überbetont wird, kann eine scheinbare Stabilität der eigenen Identität wiederhergestellt werden. Fremdheit wird somit nicht nur als andersartig, sondern als potenziell gefährlich wahrgenommen – eine Gefahr, die bestehende Normen, Werte und gesellschaftliche Ordnung ins Wanken bringen könnte. Dabei bleibt Fremdheit immer auch Teil historischer Machtverhältnisse, die in Kolonialismus, Rassismus und sozialer Dominanz wurzeln.

Florack (2000, S. 51–68) sieht einen Zusammenhang zwischen der affektiven Bewertung einer Fremdgruppe – beispielsweise negative Gefühle durch die wahrgenommene Gefahr - und den daraus gewählten Akkulturationsstrategien. Sein sozial-kognitives Akkulturationsmodell (SKAM) basiert auf der Annahme, dass Menschen ihre Haltung gegenüber kultureller Vielfalt nicht nur rational, sondern stark affektiv (emotional) und kontextabhängig entwickeln. Das Modell berücksichtigt jedoch, dass Affekt und Akkulturationsstrategien nicht zwangsläufig direkt miteinander verknüpft sein müssen, sondern auch gemeinsame Folgen einer dritten Variable sein können. Faktoren wie Persönlichkeitsmerkmale, soziale Normen, die Stärke der

Identifikation mit der Eigengruppe oder wahrgenommene Bedrohungen können sowohl die affektive Bewertung als auch die Akkulturationsstrategien beeinflussen. Auch wenn andere Faktoren einen Einfluss haben können, bleibt das Gefühl (der Affekt) entscheidend dafür, wie Menschen letztlich mit kultureller Vielfalt umgehen – ohne diese emotionale Wirkung kommt es nicht zur Wahl einer bestimmten Akkulturationsstrategie.

Das SKAM beschreibt vier aufeinanderfolgende Verarbeitungsschritte:

1. Kognitive Einschätzung der Fremdgruppe (z. B. Bedrohung oder Bereicherung),
2. daraus folgend eine affektive Bewertung (z. B. Sympathie, Abneigung),
3. die Aktivierung einer Handlungstendenz (z. B. Integration, Segregation),
4. und schliesslich die tatsächliche Handlung (z. B. Zustimmung zu inklusiven Massnahmen oder Abgrenzung).

Florack (2000) betont, dass dieser Prozess nicht immer bewusst abläuft. Oft wirken implizite Assoziationen und automatisierte Reaktionen, die z. B. durch Medien, persönliche Erfahrungen oder gesellschaftliche Stimmungen beeinflusst werden. Allerdings kann dieser automatische Prozess korrigiert werden – etwa durch persönliche Reflexion, soziale Normen oder ein erhöhtes Bewusstsein für die eigenen Vorurteile.

Besonders bedeutsam ist die Annahme, dass nicht die objektiven Eigenschaften einer fremden Gruppe ausschlaggebend sind, sondern deren subjektive, oft emotional gefärbte Bewertung. Je nachdem, ob die so verallgemeinerte Bewertung positiv oder negativ ausfällt, entstehen entsprechend unterschiedliche Vorstellungen über das gewünschte Zusammenleben mit der gesamten Gruppe. Dieser Aspekt kann mit dem bereits erwähnten Konzept des Gruppismus verbunden werden. Einzelne persönliche Erfahrungen mit Individuen einer bestimmten kulturellen Gruppe und die daraus resultierenden Emotionen können dabei auf die gesamte Gruppe ausgeweitet und übertragen werden. Dies beeinflusst die generelle Akkulturationsstrategie gegenüber dieser Gruppe, obwohl sie auf individuellen Eindrücken basiert. An dieser Stelle lassen sich auch die Ausführungen von Messerschmidt (2005, S. 218 f.) anschliessen, die betont, dass Fremde häufig typisiert und homogenisiert werden. Statt individuelle Besonderheiten wahrzunehmen, werden Fremde auf stereotype Merkmale reduziert und als Repräsentierende einer vermeintlich homogenen Kultur verstanden. Diese Typisierungen dienen dazu, das Eigene abzusichern und die Irritation durch Fremdheit zu kontrollieren. In diesem Prozess wird der fremden Person die Individualität abgesprochen und kulturelle Differenz zur dominanten Erklärung für Andersartigkeit gemacht. Die emotionale Bewertung einzelner Erfahrungen kann somit über Typisierungsprozesse verstärkt werden und bestehende Stereotype weiter verfestigen, was wiederum direkten Einfluss auf die Wahl von Akkulturationsstrategien hat.

Um mit der zunehmenden kulturellen Vielfalt und den daraus entstehenden Spannungen im Alltag umzugehen, beschreiben Leggewie und Zifonun (2010, S. 19 ff.) verschiedene Formen des sogenannten Ambivalenzmanagements. Damit ist gemeint, wie Gesellschaften und Individuen mit Unsicherheiten, Widersprüchen und Fremdheit umgehen, ohne sie zu verdrängen oder aufzulösen. Dafür werden mehrere zentrale Strategien dargelegt, die auf verschiedenen Ebenen wirken:

- Segmentierung sozialer Welten: Die Lebenswelt ist in unterschiedliche Bereiche unterteilt – etwa Familie, Schule, Beruf oder Freizeit. Jede dieser sozialen Welten folgt ihren eigenen Regeln, was es ermöglicht, sich unterschiedlich zu verhalten, ohne ständig in Konflikte zu geraten.

- Sequenzialisierung von Rollen: Menschen übernehmen im Laufe eines Tages oder Lebens verschiedene Rollen. Diese Rollen werden nacheinander – also in bestimmten zeitlichen Phasen – gelebt, was hilft, widersprüchliche Anforderungen besser zu bewältigen.
- Dauerreflexion und Aushandlung: In vielfältigen Gesellschaften ist es notwendig, immer wieder darüber zu sprechen und auszuhandeln, was als normal gilt, wer dazugehört und wie man miteinander leben will. Diese Aushandlungen finden in der Politik, den Medien und auch im Alltag statt.
- Marktförmige Integration: Soziale Gruppen bieten Angebote zur Identifikation – z. B. durch Religion, Vereine oder Interessen. Menschen wählen diese Gruppen bewusst aus. Zugehörigkeit entsteht also durch Beteiligung, nicht automatisch durch Herkunft.
- Posttraditionale Milieus: Gemeinschaften bilden sich heute eher durch gemeinsame Interessen und Werte als durch Tradition. Diese Milieus bieten Identität auf Zeit und müssen aktiv um Mitglieder werben.
- Symbolische Überhöhung: Symbole, Rituale oder gemeinsame Erzählungen stiften Zugehörigkeit – sei es durch offene Werte wie Menschenrechte oder durch stärkere Ideologien. Diese können verbinden, aber auch ausschliessen.

Diese Strategien zeigen, dass kulturelle Vielfalt und Fremdheit nicht beseitigt werden müssen, sondern gestaltet werden können – durch Strukturen, Kommunikation, Offenheit und bewusste Entscheidungen im Umgang mit Differenz.

Der Umgang mit Fremdheit erweist sich so als Balanceakt zwischen Differenz und Integration, zwischen Offenheit und Verunsicherung. Die Herausforderung besteht nicht darin, Differenz zu beseitigen, sondern sie reflexiv handhabbar zu machen – durch Austausch, Perspektivenübernahme und die Bereitschaft, sich selbst infrage zu stellen. Wichtig dabei ist, dass dieser gesellschaftliche Aushandlungsprozess nicht einmalig geschieht, sondern kontinuierlich weitergeführt werden muss. Eine einmal getroffene Übereinkunft über Zugehörigkeit oder Normalität ist nie endgültig, sondern muss immer wieder hinterfragt, angepasst und neu verhandelt werden – insbesondere in einer sich stetig wandelnden, vielfältigen Gesellschaft (Leggewie & Zifonun, 2010, S. 27 f.).

In genau diesem Punkt trifft sich der gesellschaftstheoretische Zugang von Leggewie und Zifonun (2010) mit dem SKAM von Florack (2000). Beide betonen – wenn auch aus unterschiedlicher Perspektive – die zentrale Rolle von Reflexionsprozessen. Während Leggewie und Zifonun (2010) den Blick auf strukturelle und interaktionelle Aushandlungsprozesse richten, in denen kulturelle Differenz sozial verhandelbar und gestaltbar wird, zeigt Florack (2000) auf, wie affektive Bewertungen – häufig unbewusst – Akkulturationsstrategien beeinflussen. In seinem SKAM macht er deutlich, dass Einstellungen gegenüber Fremdgruppen nicht ausschliesslich kognitiv gesteuert, sondern stark affektiv geprägt sind. Diese emotionalen Reaktionen laufen oft automatisch ab, können jedoch durch bewusste Reflexion unterbrochen und verändert werden.

Beide Ansätze machen deutlich, dass ein produktiver Umgang mit Fremdheit nicht allein durch normative Vorgaben oder theoretisches Wissen gelingt, sondern durch das ständige Infragestellen des Eigenen, durch Perspektivenwechsel und durch die Bereitschaft zur Auseinandersetzung – im Kopf wie im Alltag. Es ist diese doppelte Reflexion – individuell und

gesellschaftlich –, die den Weg ebnet für einen Umgang mit Diversität, der Fremdheit weder romantisiert noch verdrängt, sondern sie als wertvolle Irritation ernst nimmt.

4.3 Fremd sein – Wie geht man damit um?

Gemäss Messerschmidt (2005, S. 220 f.) begegnen Personen der Mehrheitsgesellschaft den als "Anderen" wahrgenommenen Personen häufig mit Zuschreibungen. Diese Zuschreibungen verorten die fremden Personen nicht nur sozial, sondern machen sie zu Repräsentanten einer Differenz, die von der dominanten Gesellschaft definiert wird. Den betroffenen Personen bleiben dabei zwei zentrale Handlungsoptionen, durch die sie selbst zu Akteuren im Umgang mit ihrer Fremdheit werden.

Die erste Möglichkeit besteht darin, die zugeschriebenen Eigenschaften und Stereotype zu akzeptieren und in das Selbstbild zu integrieren. Dieser Anpassungsprozess, der auch als Introversio beschrieben werden kann, führt dazu, dass sie die Grenzziehungen der Mehrheitsgesellschaft internalisieren. Sie richten ihr Verhalten und ihre Kultur zunehmend nach den Normen der dominanten Gruppe aus und unterwerfen sich damit den vorherrschenden Vorstellungen. Diese Strategie kann jedoch dazu führen, dass die kulturelle Identität der Person abgeschwächt oder gar vollständig aufgegeben wird, um eine bessere Integration oder Akzeptanz in der Mehrheitsgesellschaft zu erlangen. Damit fundieren diese Verhaltensweisen auf den in Kapitel 4.2 beschriebenen Machtansprüchen der Mehrheitsgesellschaft und deren subtiler Umsetzung, die Anpassung und das Verschwinden von Differenzen als Voraussetzung für Akzeptanz erfordert.

Die zweite Möglichkeit besteht darin, die Fremdbilder aktiv aufzugreifen, sie jedoch nicht passiv zu übernehmen, sondern sie bewusst und kritisch umzugestalten. In diesem Prozess werden die zugeschriebenen Merkmale neu interpretiert und gezielt genutzt, um die Trennung zwischen Fremden und Nichtfremden deutlich hervorzuheben. Diese Vorgehensweise dient nicht nur dazu, auf die sozialen Konstruktionen von Differenz aufmerksam zu machen, sondern auch, um den Umgang der Gesellschaft mit Fremdheit grundsätzlich in Frage zu stellen. Die Betroffenen stellen die von der Mehrheitsgesellschaft gesetzten Grenzen gezielt dar und machen sie sichtbar. Dadurch hinterfragen sie die bestehenden Vorstellungen von Einheitlichkeit und fordern ein gesellschaftliches Verständnis, das Vielfalt als natürlichen und wichtigen Bestandteil des Zusammenlebens anerkennt.

4.4 Fremdheit – Was führt dazu?

Die theoretische Auseinandersetzung mit dem Phänomen Fremdheit hat gezeigt, dass es sich dabei nicht um eine klar abgrenzbare Eigenschaft oder objektive Tatsache handelt, sondern um ein relationales, sozial konstruiertes und kontextabhängiges Erleben. Verschiedene Aspekte können zur Entstehung von Fremdheit beitragen und wurden in der Literatur des vorliegenden Kapitels als zentrale Einflussfaktoren herausgearbeitet.

Ein bedeutsamer Aspekt ist die soziale Zuschreibung von Fremdheit durch die Mehrheitsgesellschaft. Wie Messerschmidt (2005) herausarbeitet, werden Menschen nicht nur durch ihr Anderssein als fremd wahrgenommen, sondern durch Prozesse der Typisierung, Exotisierung und Abgrenzung aktiv zu „Fremden“ gemacht. Diese „Fremdmachung“ ist eng mit Machtverhältnissen verknüpft, die definieren, wer als zugehörig und wer als abweichend gilt.

Daran anknüpfend beschreiben Leggewie und Zifonun (2015) Identität und Fremdheit als sozial erzeugte Größen. Fremdsein sei nicht naturgegeben, sondern das Resultat gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse, in denen sich Zugehörigkeit, Normalität und Differenz immer wieder neu definieren. Fremdheit entsteht somit nicht allein durch objektive Unterschiede wie Sprache, Hautfarbe oder kulturelle Praktiken, sondern durch deren Markierung im sozialen Diskurs.

Ein weiterer zentraler Aspekt ist die Irritation gewohnter Deutungsmuster. In interkulturellen Kontexten geraten Alltagsroutinen und kulturelle Skripte ins Wanken – etwa durch andere Zeitverständnisse, Kommunikationsnormen oder Werthaltungen. Diese Konfrontation mit dem „Nicht-Selbstverständlichen“ erzeugt Verunsicherung und verlangt eine aktive Auseinandersetzung mit dem Ungewohnten (Schütz, 1972).

Auch emotionale und affektive Prozesse spielen eine wesentliche Rolle im Entstehen von Fremdheit. Florack's sozial-kognitives Akkulturationsmodell (SKAM) zeigt, dass affektive Bewertungen – etwa Angst, Abwehr oder Unsicherheit – einen erheblichen Einfluss auf den Umgang mit kultureller Differenz haben. Sie wirken auf die Wahl von Akkulturationsstrategien ein, also darauf, ob kulturelle Vielfalt abgelehnt, toleriert oder als bereichernd anerkannt wird (Florack, 2000).

Nicht zuletzt zeigt sich, dass Fremdheitserfahrungen auch von der subjektiven Position und den emotionalen Ressourcen der betroffenen Personen abhängen. Individuelle Faktoren wie Bindungen, Erwartungen oder das Gefühl von Kontrolle über die Situation können beeinflussen, ob jemand sich als fremd erlebt oder nicht.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Fremdheit kein statisches oder rein individuelles Gefühl ist, sondern ein vielschichtiges, durch soziale Prozesse und Machtverhältnisse geprägtes Phänomen. Sie entsteht im Zusammenspiel von sichtbaren Differenzen, kulturellen Irritationen, emotionalen Bewertungen und gesellschaftlichen Zuschreibungen – und erfordert daher eine differenzierte, macht- und kontextsensible Betrachtung.

5 Aufgaben der Schule

Nachdem in Kapitel 4 Fremdheit als vielseitiges Konstrukt analysiert wurde, geht es nun um die konkreten Aufgaben der Schule im Umgang mit Vielfalt. Gemäss Strasser (2006, S. 7) muss das Ziel pädagogischer Bemühungen die Integration aller in die Gesellschaft sein. Welche Aspekte die Schule im Zusammenhang mit einer kulturell, sprachlich und sozial komplexeren Welt bewältigen muss wird im folgenden Kapitel dargelegt.

5.1 Bildung als Menschenrecht und gesellschaftlicher Auftrag

Basierend auf den UN-Kinderrechtskonventionen hat jedes Kind das Recht auf Bildung (von Dewitz & Massumi, 2017, S. 30). Das Recht auf Bildung umfasst dabei nicht nur Zugang, sondern auch gleichwertige Teilhabe – unabhängig von Sprache, Herkunft oder körperlicher Voraussetzung. Die UN-Kinderrechtskonvention wird in der erziehungswissenschaftlichen Diskussion häufig herangezogen, um bildungspolitische Forderungen zu legitimieren. Zum Beispiel um Bewertungen im Kontext von eigentlich gleichwertigen Kulturen anzubieten. Da diese internationale Übereinkunft auf westlichen Traditionen basiert, ist das nicht unproblematisch (Gogolin & Krüger-Potratz, 2010, S. 121 f.). Von Dewitz und Massumi (2017, S. 37) sind der Ansicht, dass (migrationsbedingte) Veränderungen zur Normalität geworden sind und dauerhaft berücksichtigt werden müssen. Die gesetzlichen Grundlagen müssen daher Bildung für alle sicherstellen. Strasser (2006, S. 7) betont, dass das Ziel pädagogischer Bemühungen die Integration aller in die Gesellschaft sein müsse. In einer sich stetig verändernden, globalisierten Welt bedeutet das für Schulen: Sie müssen Bildungsräume schaffen, die nicht nur das Wissen vermitteln, sondern auch soziale Teilhabe ermöglichen – und dies für alle, auch für Personen jenseits der Schulpflicht. Wagner und Wagner (2017, S. 57) sprechen im Zusammenhang von Migration und Bildung von ähnlichen Zielen. Konkret sprechen sie von Sprachvermittlung, Vermittlung kultureller und sozialer Kompetenzen, Eingliederung in Regelklassen und die Sicherstellung von Übergängen in den Arbeitsmarkt bzw. in das Studium.

5.2 Heterogenität statt Fremdheit – Eine pädagogische Perspektive

Die in Kapitel 4 beschriebene «Fremdheit» beeinflusst das Schulsystem. In der Erziehungswissenschaft wird anstelle von «Fremdheit» häufig von Heterogenität gesprochen. In diesem Zusammenhang ist damit die Unterschiedlichkeit der Lebenslagen der am Bildungsprozess Beteiligten gemeint. Diese Lebenslagen haben einen grossen Einfluss auf den Bildungserfolg oder -misserfolg der Einzelnen und sind mindestens ebenso wichtig wie die körperlichen und geistigen Fähigkeiten. Die Entwicklung all dieser Voraussetzungen hängt wiederum stark von der Umwelt des Kindes und dem Umgang mit ihm ab (Gogolin & Krüger-Potratz, 2010, S. 12).

Der Begriff der Heterogenität unterscheidet sich insofern vom Begriff der Fremdheit, als die Heterogenität die Vielfalt berücksichtigt, während ein vereinfachtes Verständnis von Fremdheit eine binäre Logik (wir/ die Anderen) bedient und implizieren kann, dass alle «Fremden» gleich sind (von Dewitz & Massumi, 2017, S. 27). Heterogenität lenkt den Blick weg von der problematischen Konstruktion des Anderen hin zur Anerkennung realer Vielfalt innerhalb eines gemeinsamen Rahmens. Heterogenität meint im Kontext der interkulturellen Pädagogik das Gleiche wie Vielfalt, Diversität und Verschiedenheit. Diese prägen den Alltag gerade im Kontext der Schule, einem Ort, an dem diese Vielfalt aufeinandertrifft, voneinander lernt und manchmal auch zu Konflikten führt (Obermoser, 2022, S. 95).

5.3 Inklusion als Weiterentwicklung der Schulstruktur

Obermoser (2022, S. 96) versteht Inklusion als normatives Projekt mit Wurzeln in den Menschenrechten. In ihrem Verständnis von Gleichheit, das die individuelle Verschiedenheit anerkennt und gleichzeitig die Gleichwertigkeit aller Persönlichkeiten und Würden der Menschen betont, beschreibt sie die zentralen Aspekte einer inklusiven Haltung. Diese Haltung möchte ganze Systeme integrativ weiterentwickeln, anstatt im Sinne der Integration einzelne Individuen an die Gesellschaft anzupassen. Damit verschiebt sich auch die Problemzuschreibung und der Fokus wandert von der in Kapitel 4.2 beschriebenen Assimilation des Fremden hin zur Akzeptanz der Vielfalt (Strasser, 2006, S. 2). Strasser (2006) spricht dabei von einer notwendigen Systemveränderung auf verschiedenen Ebenen: Person, Interaktion, Institution und Gesellschaft. Das bedeutet, Schule muss auf allen Ebenen Strukturen schaffen, die Vielfalt nicht nur dulden, sondern aktiv fördern – durch binnendifferenzierende Didaktik, Teamteaching, strukturelle Barrierefreiheit und eine diskriminierungskritische Haltung.

Die aktuelle Forschung zeigt, dass ohne eine solche inklusive Haltung strukturelle Benachteiligungen insbesondere von Kindern mit Migrationshintergrund oder aus sozioökonomisch schwachen Familien fortbestehen. So zeigen Schneider (2011) und Dumont, Maaz, Neumann und Becker (2014), dass Kinder aus sozioökonomisch benachteiligten Familien selbst bei vergleichbaren schulischen Leistungen deutlich seltener eine Empfehlung für das Gymnasium erhalten als ihre Altersgenossen aus privilegierten Haushalten. Schneider (2011, S. 373 ff.) stellt heraus, dass Lehrkräfte sich bei der Vergabe von Laufbahneempfehlungen häufig an den tatsächlichen oder antizipierten Bildungsaspirationen der Eltern orientieren. Dies führt dazu, dass schul-adäquates Verhalten zwar die Chancen auf eine höhere Empfehlung erhöht, den Einfluss der sozialen Herkunft jedoch nicht kompensieren kann.

Dumont et al. (2014, S. 3 ff.) differenzieren in ihrer Analyse zwischen primären und sekundären Herkunftseffekten. Während sich primäre Effekte auf tatsächliche Leistungsunterschiede zurückführen lassen, zeigen sich sekundäre Effekte in systematischen Unterschieden bei Noten, Empfehlungen und dem Übergangsverhalten – selbst bei gleichen Testleistungen. Diese Effekte spiegeln eine institutionelle Selektivität wider, die nicht leistungsbezogen, sondern herkunftsbedingt ist. Diese Befunde zeigen, dass Inklusion nicht nur eine Frage der Pädagogik, sondern auch der strukturellen Chancengerechtigkeit ist.

5.4 Interkulturelle Pädagogik - ein pädagogischer Umgang mit Fremdheit im Kontext inklusiver Bildung

Die inklusive Schule verfolgt das Ziel, allen Kindern gleichberechtigte Teilhabe an Bildung zu ermöglichen – unabhängig von ihren individuellen Voraussetzungen oder soziokulturellen Hintergründen. Doch wie in den vorangegangenen Kapiteln bereits deutlich wurde, reicht es nicht aus, Vielfalt nur zu dulden. Es bedarf zusätzlich einer pädagogischen Haltung, die Vielfalt bewusst reflektiert und produktiv nutzt. Gemäss Gogolin und Krüger-Potratz (2010, S. 110 ff.) setzt die interkulturelle Pädagogik da an – nicht als Methode, sondern als verschiedene reflexive Zugänge im Umgang mit Fremdheit. Diese werden im folgenden Kapitel erläutert.

5.4.1 Interkulturelle Pädagogik als Haltung

Nach Messerschmidt (2005, S. 223 ff.) sind pädagogische Ansätze im Umgang mit Fremdheit häufig von impliziten Annahmen über Zugehörigkeit, Normalität und Differenz geprägt. Diese Vorstellungen sind tief in gesellschaftlichen Machtverhältnissen verankert, bleiben jedoch im schulischen Alltag meist unhinterfragt, während dessen Ziele wie Verstehen und gegenseitige

Anerkennung betont werden. Messerschmidt (2005) kritisiert daran, dass Verstehen keine notwendige Voraussetzung für Respekt oder Gleichberechtigung ist. Vielmehr kann der Anspruch, das „Fremde“ verstehen zu wollen, selbst zur Markierung von Differenz führen – und somit Fremdheit erst konstruieren. In diesem Sinn kann gerade das Nicht-Verstehen produktiv sein, da es einen Raum für interkulturelle Erfahrungen öffnet, in dem bestehende Deutungsmuster hinterfragt werden können. Interkulturelle Pädagogik sollte daher nicht auf ein vollständiges Verstehen des Anderen abzielen, sondern auf die kritische Reflexion der eigenen Perspektiven und Wissensbestände, die Differenz herstellen und legitimieren. Verstehen wird somit dann problematisch, wenn es zur Reduktion des Anderen oder zur Reproduktion von Machtverhältnissen führt.

Diese Sichtweise wird auch von Gogolin und Potratz (2010, S. 134) geteilt, die der Ansicht sind, dass interkulturelle Pädagogik nicht dazu beitragen darf, fundamentalistische Prozesse zu verstärken. Vielmehr soll sie die Lernenden dazu befähigen, sich von festgefahrenen und ausgrenzenden Denkmustern zu lösen. Zentrale Leitidee ist dabei nicht die Analyse individueller Differenz, sondern die Interaktion in sozialen Konstellationen. Der Fokus liegt somit auf den Bedingungen, unter denen pädagogisches Handeln stattfindet, nicht auf dem Verhalten vermeintlich „fremder“ Personen.

Interkulturelle Pädagogik fragt daher grundlegend, was sich an Bildung und Erziehung verändern muss, um gleichberechtigte Teilhabe für alle Kinder zu ermöglichen. Nicht die Anpassung der fremden Kinder steht im Zentrum, sondern die Weiterentwicklung pädagogischer Institutionen, die Vielfalt nicht als Abweichung, sondern als grundlegendes Element von Bildung begreifen.

5.4.2 Konkrete Zielsetzungen interkultureller Bildung im schulischen Kontext

Aufbauend auf der zuvor entwickelten Haltung interkultureller Pädagogik stellt sich die Frage, wie diese im schulischen Alltag konkret umgesetzt werden kann. Nieke (2008, S. 76 ff.) formuliert hierzu zehn zentrale Ziele interkultureller Bildung, um Schule als Ort des Dialogs und der Anerkennung zu gestalten. Er weist aber den Zielen heuristischen Charakter zu und weist darauf hin, dass die Liste keinesfalls als fertige Aufzählung von Konkretisierungen interkultureller Pädagogik verstanden werden kann (Nieke, 2008, S. 71). Ziel der interkulturellen Pädagogik ist es, alle Lernenden zu befähigen, mit kulturellen Unterschieden produktiv umzugehen, unabhängig davon, ob sie selbst einer Minderheits- oder einer Mehrheitskultur angehören (ebd. 2008, S. 71 f.).

Nieke (2008, S. 76 ff.) formuliert folgende zehn Ziele:

Ein zentrales Ziel ist das Erkennen des eigenen Ethnozentrismus. Menschen orientieren sich selbstverständlich an den Denk- und Handlungsmustern ihrer eigenen Lebenswelt. Erst die bewusste Auseinandersetzung mit anderen Perspektiven ermöglicht es, diese Selbstverständlichkeiten als kulturell geprägt zu erkennen und nicht absolut zu setzen. Daraus folgt unmittelbar die Notwendigkeit, mit Befremdung umgehen zu lernen. Fremdheit kann Unsicherheit oder sogar Ablehnung auslösen. Interkulturelle Bildung schafft Räume, in denen das Unvertraute nicht als Bedrohung, sondern als Anlass zur Reflexion und zum Perspektivwechsel verstanden wird.

Ein weiteres Ziel ist die Grundlegung von Toleranz. Toleranz ist mehr als blosses Dulden – sie bedeutet die aktive Auseinandersetzung mit dem Anderen, auch wenn dieses Andere eigenen

Überzeugungen widerspricht. Toleranz hat dabei ihre Grenzen dort, wo Grundrechte und Menschenwürde verletzt werden.

Wesentlich ist auch die Akzeptanz von Ethnizität und der Anspruch, kulturelle Ausdrucksformen und Sprachen von Minderheiten sichtbar zu machen. In diesem Zusammenhang betont Nieke (2008, S. 23 f.) die besondere Rolle der Sprache als Medium interkultureller Verständigung. Er weist darauf hin, dass die Herausforderung nicht nur in der sprachlichen Anpassung der Zugewanderten liegt, sondern ebenso in der Fähigkeit der Mehrheitsgesellschaft, sich verständlich zu machen.

Weitere Ziele umfassen das Thematisieren von Rassismus, das Betonen gemeinsamer Grundlagen, das Fördern von Solidarität, die Einübung in Konfliktfähigkeit sowie das Aufzeigen von Möglichkeiten wechselseitiger Bereicherung.

Abschliessend wird auch gefordert, die „Wir“-Grenzen zu hinterfragen und globale Verantwortung zu übernehmen. An die Stelle eines engen nationalen oder kulturellen Selbstverständnisses soll ein umfassendes Menschheitsbewusstsein treten – im Sinne weltweiter Solidarität und universaler Humanität.

5.5 Fazit

Die Analyse hat gezeigt, dass Schule in einer durch Migration und Globalisierung geprägten Gesellschaft nicht nur Wissen vermittelt, sondern auch soziale Gerechtigkeit mitgestalten muss. Dabei reicht formale Teilhabe nicht aus – es braucht die Anerkennung von Vielfalt als grundlegendes Prinzip von Bildung.

Ausgehend vom Bildungsrecht in Kapitel 5.1 wurde deutlich, dass rechtliche Gleichheit allein keine Chancengerechtigkeit garantiert. Nur eine inklusive Schulkultur, die strukturelle Barrieren abbaut, wie in Kapitel 5.3 beschrieben, kann diesem Anspruch gerecht werden. Der Perspektivwechsel von Fremdheit zu Heterogenität gemäss Kapitel 5.2 macht deutlich: Nicht die „Anderen“ müssen sich anpassen, sondern das Bildungssystem muss so gestaltet sein, dass Verschiedenheit als Normalfall anerkannt wird.

Die interkulturelle Pädagogik erweist sich in der Analyse als zentraler, dabei jedoch auch mehrdeutiger Ansatz. Einerseits findet sich die Forderung nach der Reflexion eigener kultureller Perspektiven, der Anerkennung von Vielfalt und dem Abbau von Diskriminierung in beiden Ansätzen wieder. Andererseits stellt sie Anforderungen, die zunächst gegensätzlich wirken. So fordert sie – wie Messerschmidt (2005, S. 223 ff.) kritisch aufzeigt – eine Abkehr vom pädagogischen Ziel des Verstehens, insofern es Differenz festschreibt und Machtverhältnisse reproduziert. Andererseits betont Nieke (2008, S. 76 ff.) Toleranz und Perspektivübernahme als Basis für gelingendes Zusammenleben. Dieser scheinbare Widerspruch lässt sich auflösen, wenn interkulturelle Pädagogik als reflexive Praxis verstanden wird. Lernprozesse sollen dazu befähigen, kulturelle Zuschreibungen zu hinterfragen und Ambiguität als grundlegendes Element gesellschaftlicher Realität zu akzeptieren. Zugleich zeigt sich, dass die Anerkennung von Differenz nicht im Widerspruch zur Betonung gemeinsamer Werte stehen muss. Während ein einseitiger Fokus auf Gemeinsamkeiten zur Unsichtbarmachung von Unterschieden führen kann, ermöglichen geteilte Werte einen Rahmen, in dem Vielfalt respektvoll gelebt werden kann. Interkulturelle Bildung muss daher beides leisten: Differenz sichtbar machen und aushalten – ohne zu homogenisieren – und zugleich eine gemeinsame Basis schaffen, die solidarisches Zusammenleben stärkt.

Interkulturelle Pädagogik kann ihre Wirkung jedoch nur entfalten, wenn sie den gesamten Schulalltag durchdringt – als Querschnittsaufgabe und nicht als punktuelle Massnahme oder Zusatzangebot. Erst wenn Vielfalt als selbstverständlicher Bestandteil schulischer Normalität anerkannt und gelebt wird, kann Schule ihrem Bildungsauftrag in einer pluralen Gesellschaft gerecht werden.

6 Methodik

Um die zuvor entwickelten theoretischen Perspektiven mit unseren eigenen Erfahrungen in Verbindung zu bringen, wird in diesem Kapitel die methodische Vorgehensweise zur Analyse unserer Erfahrungsberichte dargestellt. Ziel der Analyse ist es nicht, allgemeingültige Aussagen über interkulturelle Bildung zu treffen, sondern individuelle Wahrnehmungen sowie persönliche Prozesse des Fremdheits- und Differenzerlebens sichtbar und reflektierbar zu machen.

Gemäss Flick (2009, zitiert nach Mayring, 2020, S. 5) dient ein Forschungsdesign dazu, den Forschungsprozess zu strukturieren und damit die Beantwortung der Forschungsfrage zu unterstützen. Mayring (2020, S. 5) ergänzt, dass diese Strukturierung auch die Methoden der Datenerhebung, -aufbereitung und -auswertung umfasst. Diese Methoden werden im folgenden Kapitel beschrieben.

6.1 Qualitative Forschung

Nach Mayring (2020, S. 5 ff.) wird qualitativer Forschung in der Wissenschaft oft Beliebigkeit oder gar Unwissenschaftlichkeit vorgeworfen. Dies hängt vor allem mit der Offenheit dieses Forschungstyps zusammen. Diese Offenheit wird jedoch dahingehend missverstanden, dass qualitative Forschung völlig offen ist und keine methodischen Regeln kennt. Offenheit kann es aber durchaus bei der Datenerhebung geben. Sie ist in vielen Szenarien sogar unumgänglich, da die Formulierung exakter Hypothesen im Vorhinein meist unmöglich wäre oder die Perspektiven einschränken würde. Um dennoch eine Nachvollziehbarkeit zu gewährleisten, ist es wichtig, das Vorgehen zu planen, auf bewährte Methoden zurückzugreifen und die Daten methodisch zu kontrollieren bzw. zu bewerten.

Mayring (2015, S. 22 ff.) hebt hervor, dass Einzelfallstudien sowie Pilotstudien ein zentrales Anwendungsgebiet qualitativer Methoden darstellen. Durch die offene, flexible sowie deskriptive und interpretative Methodik ermöglichen diese Studien eine gezielte Anpassung an den Forschungsgegenstand und bieten gleichzeitig die Möglichkeit, detaillierte Einblicke in Situationen zu gewinnen und deren Komplexität zu berücksichtigen. Dies erlaubt es, auf unerwartete Faktoren während der Datenerhebung einzugehen und gegebenenfalls Hypothesen zu überarbeiten, neu zu formulieren oder sogar vollständig neue Hypothesen zu generieren. Gerade in interkulturellen Kontexten, wie in dieser vorliegenden Arbeit, ist dies von entscheidender Bedeutung, da die spezifischen Dynamiken vor Ort oft erst während der Datenerhebung sichtbar werden. Somit tragen Einzelfallstudien zur Erfassung und Analyse sozialer und kultureller Prozesse bei, die andernfalls unbeachtet blieben.

Einzelfallstudien werden oft aufgrund ihrer begrenzten Stichprobengröße kritisiert und als wenig verallgemeinerbar eingeschätzt. Mayring (2015, S. 20) betont jedoch, dass die Orientierung an Einzelfällen keine Einschränkung für die Wissenschaftlichkeit darstellt, sondern vielmehr eine gezielte Methode ist, um die Vielschichtigkeit sozialer Realitäten zu analysieren und darzustellen. Die Analyse eines einzelnen Falles kann, wenn sie fundiert durchgeführt wird, zur Entwicklung neuer theoretischer Ansätze oder zur Verallgemeinerung beitragen.

6.2 Datenerhebung

Die Fragestellung der Arbeit impliziert mit dem Wort «fühlen» bereits eine Subjektivität der Datenerhebung. Aus diesem Grund wird die qualitative Datenerhebung fokussiert. Mey und Mruck (2020, S. 316) betonen, dass Interviews zu den am häufigsten eingesetzten Methoden der qualitativen Forschung zählen. Besonders bei Themen wie Identität kommen häufig halbstrukturierte Interviews zum Einsatz. Diese zeichnen sich durch einen vorbereiteten Fragenkatalog aus, der flexibel gehandhabt und je nach Gesprächsverlauf vertieft werden kann. Des Weiteren wird darauf hingewiesen, dass anstelle von Interviews in der Wissenschaft Berichte im gleichen Sinne verwendet werden, um die Wirklichkeit abzubilden, obwohl dies dem ursprünglichen Verständnis des Interviews im Sinne einer sozialen Praxis widerspricht.

Gemäss Scheele und Groeben (2020, S. 338 ff.) müssen einer Person verschiedene Fähigkeiten wie Reflexions- und Kommunikationsfähigkeit zugeschrieben werden, um subjektive Theorien zu erfassen. Gerade weil Subjekten ihre Handlungsüberlegungen nicht angesehen werden, ist es wichtig, die Innensicht zu erheben. Mey und Mruck (2020, S. 318 ff.) stellen verschiedene Interviewtypen zur Erfassung dieser Theorien vor. Wie bereits erwähnt, bietet sich das teilstrukturierte Interview für die qualitative Datenerhebung an. Dieses überschneidet sich mit dem Dialog-Konsens-Verfahren nach Scheele und Groeben (2020, S. 341), welche den Ablauf dieser Methoden konkretisieren. Für die Datenerhebung werden vorab offene, hypothesenunspezifische Fragen, hypothesenspezifische Fragen sowie Störfragen zur Klärung des Gemeinten formuliert (Scheele & Groeben, 2020, S. 341 ff.).

Im Rahmen dieser Untersuchung werden folgende (Frage) Kategorien unterschieden:

Hypothesenunspezifische Fragen:

- Wie beschreibst du deine allgemeine Gefühlslage?

Hypothesenspezifische Fragen:

- Inwiefern fühltest du dich heute fremd?
- Inwiefern fühltest du dich integriert?

Im Rahmen dieser Arbeit fungieren diese Fragen als Orientierung für die Formulierung zweier Erfahrungsberichte aus Malawi. Darauf basierend sollen Analysen rund um die eigene Erfahrung von Fremdheit anhand dieser Einzelfallstudien gemacht werden. In der vorliegenden Arbeit wird auf die Kategorie der Störfragen zur Präzisierung verzichtet, da diese ohne ein direktes Gegenüber schwer umsetzbar und wenig sinnvoll erscheinen.

6.3 Struktur – Lege - Technik

Damit die Innensicht abgebildet wird, ist es wichtig, dass das Urteil der befragten Person als entscheidendes Kriterium gilt. Mit Hilfe der Struktur-Lege-Technik werden die Tagebucheinträge strukturiert und von der befragten Person validiert.

Diese Technik erfordert eine Fachperson und eine befragte Person und läuft in der Regel wie folgt ab: Die Fachperson extrahiert zentrale Erkenntnisse aus den Berichten. Diese werden auf sogenannte Konzept-Kärtchen übertragen, die von der Fachperson geordnet und in Beziehung gesetzt werden. Die Konzept-Kärtchen werden dann der befragten Person vorgelegt, die sie akzeptiert, modifiziert oder verwirft. Mit den verbleibenden Kärtchen erstellt die befragte Person ihre eigene Ordnung. Im nächsten Schritt stellt die Fachperson ihre eigene Ordnung vor. Anschliessend werden die beiden Darstellungen verglichen. Übereinstimmungen werden als adäquate Interpretation der Innensicht gewertet. Bei Abweichungen erläutert die Fachperson ihre Überlegungen und die interviewte Person hat die Möglichkeit, diese zu akzeptieren oder zu korrigieren. Abschliessend wird ein Konsensbild erstellt, das die Ergebnisse zusammenfasst (Scheele & Groeben, 2020, S. 344 ff.). Das finale Konsensbild soll exemplarische Situationen aus den Tagebüchern extrahieren, welche dann theoretisch aufgearbeitet und ausgewertet werden können.

Die Unterscheidung zwischen Fragenden und befragten Personen erscheint in der Erklärung sehr wichtig. Im Rahmen dieser Untersuchung ist diese Unterscheidung nicht so einfach zu treffen. Aus diesem Grund wurde festgelegt, dass jeweils die Person, die den Bericht nicht verfasst hat, die Rolle des Experten übernimmt. Somit sind beide Autoren jeweils einmal in der Rolle der Fachperson und einmal in der Rolle der befragten Person.

Zur Orientierung und Strukturierung des Prozesses wurde von Scheele und Groeben (2010, S. 53 ff.) ein umfangreicher Struktur-Lege-Leitfaden entwickelt. Dieser Leitfaden definiert die Symbole, die für die Kennzeichnung der Beziehungen zwischen den Konzept-Kärtchen verwendet werden können. Dieser wurde im Rahmen dieser Arbeit vereinfacht und auf wenige Leitfadepunkte beschränkt. Diese Vereinfachung orientiert sich am Kausaldiagramm (Feldmann, 1979 zitiert nach Scheele & Groeben, 2010, S. 49) und erweitert dieses um folgende Punkte des Struktur-Lege-Leitfadens nach Scheele und Groeben (2010, S. 53 ff.). Abhängigkeiten sollen mit Pfeilen dargestellt und mit Farbcodierung bewertet werden. Die Farbe «Blau» zeigt einen neutralen Einfluss auf das Erleben von Fremdheit. Die Farben «Grün» und «Rot» zeigen einen positiven respektive negativen Einfluss. Kärtchen, welche nebeneinanderliegen sollen als «und» Verbindungen und untereinander gelegte Kärtchen als «oder auch» bzw. «entweder oder» Verbindungen gelesen werden.

6.4 Datenauswertung

Im folgenden Kapitel wird erklärt, inwiefern die erhobenen Daten den Gütekriterien der Wissenschaft entsprechend und wie sie im Rahmen dieser Arbeit ausgewertet werden.

6.4.1 Gütekriterien

Als oberstes Validitätskriterium gilt das Votum des Befragten. Diese Wahrhaftigkeit kann von aussen nicht beurteilt werden. Durch gute Kommunikationsbedingungen kann jedoch ein Umfeld geschaffen werden, in dem die Befragten ein möglichst unverzerrtes Bild wiedergeben (Scheele & Groeben, 2020, S. 339 f.).

Nach Steinke (1999, zitiert nach Flick, 2020, S. 250) ist Reliabilität im traditionellen Sinne für qualitative Forschung ungeeignet, da identische Erzählungen über mehrere Erhebungen hinweg eher als Hinweis auf manipulierte Erzählungen zu werten sind. Da interne Validität traditionell ein hohes Mass an Kontrolle über die Forschungsumstände bedeutet, ist auch sie im Zusammenhang mit qualitativer Forschung wenig sinnvoll. Gemäss Madill et al. (2000, zitiert nach Flick, 2020, S. 250) gilt das Kriterium der Objektivität nur für die Auswertung der Daten und nicht für die Datenerhebung. Es müssen also mehrere Personen zu den gleichen Ergebnissen kommen. Entsprechend stellt Flick (2020, S. 250 f.) die Sinnhaftigkeit der Anwendung klassischer Kriterien auf qualitative Forschung in Frage und formuliert sie neu. Reliabilität bedeutet in diesem Sinne die klare Trennung von Probandenaussagen und Interpretationen. Validität ist vor allem dann gegeben, wenn der Befragte keinen Vorteil aus einer verzerrten Wiedergabe seiner Erfahrungen ziehen kann (Selbstdarstellungsinteressen etc.). Die Objektivität wird nicht umformuliert, da davon ausgegangen wird, dass sie durch die Auswertung der Daten durch mehrere Personen gegeben ist.

6.4.2 Auswertung

Die oben dargestellten Überlegungen zu den Gütekriterien qualitativer Forschung zeigen, dass insbesondere Transparenz, Nachvollziehbarkeit und eine reflektierte Trennung von Aussage und Interpretation für die wissenschaftliche Qualität der Datenauswertung entscheidend sind. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie diese Anforderungen methodisch konkret umgesetzt werden können. Im Folgenden wird daher die qualitative Inhaltsanalyse als Verfahren vorgestellt und aufgezeigt, inwiefern sie als Verfahren zur Auswertung der Daten dieser Arbeit eingesetzt wird.

Die qualitative Inhaltsanalyse ist eine systematische und theoriegeleitete Methode zur Auswertung qualitativer Daten. Diese Methodik wurde insbesondere von Philipp Mayring (2015) entwickelt und ist darauf ausgerichtet, sowohl inhaltliche als auch kontextuelle Bedeutungen aus Texten zu erschliessen. Ziel ist es, mithilfe strukturierter Verfahren wissenschaftliche Erkenntnisse aus qualitativen Daten, zu gewinnen. Mayring (2015) betont, dass die qualitative Inhaltsanalyse auf eine Reduktion des Datenmaterials abzielt, um wesentliche Inhalte hervorzuheben, ohne wichtige Informationen zu verlieren. Sie ermöglicht es, systematische Kategorien zu entwickeln, um die inhaltlichen Strukturen und Bedeutungen eines Textes besser zu verstehen. Die qualitative Inhaltsanalyse zeichnet sich durch ihre Verbindung von Offenheit und

Regelhaftigkeit aus. Während der Datenerhebung können flexible Methoden verwendet werden, um unerwartete Aspekte des Forschungsgegenstandes zu berücksichtigen. Gleichzeitig sind die Analyseverfahren selbst streng regelgeleitet und systematisch, um die Nachvollziehbarkeit und wissenschaftliche Validität sicherzustellen. Für das Analyseverfahren sieht Mayring (2015, S. 20 ff.) das Verbinden von qualitativen und quantitativen Analysen als ein geeignetes Verfahren. Dies wäre in dieser Arbeit nur durch das Kategorisieren der Texte möglich. Da die Arbeiten sehr frei verfasst wurden, ist das Kategorisieren der Aussagen sehr schwierig und nicht zielführend. Die Auswertung soll das tiefgehende Verständnis von Prozessen und Bedeutungen von sozialen und kulturellen Prozessen fördern. Wie in Kapitel 6.1 beschrieben, sind dies Attribute von Einzelfallstudien und qualitativer Auswertungen (ebd. 2015, S. 20 ff.). Um die wissenschaftliche Validität gleichwohl zu gewährleisten, werden die Erfahrungsberichte mithilfe der Struktur – Lege – Technik gemäss Kapitel 0 validiert und anschliessend die herausgearbeiteten Situationen mithilfe von Literatur ausgewertet. Dieses Zusammenspiel von Theorie und empirischem Material im Sinne von Beobachtungen (hier Erfahrungsberichte) ermöglicht es gemäss Mayring (2015, S. 61) einerseits bekannte theoretische Konzepte zu überprüfen und andererseits neue Erkenntnisse aus den Daten herauszuarbeiten. Durch diese Verbindung von Theorie und empirischer Analyse wird eine methodische Flexibilität geschaffen, die eine fundierte und zugleich anpassungsfähige Interpretation der Daten erlaubt.

7 Umgang mit Fremdheit

Die Konzepte der interkulturellen Pädagogik wurden überwiegend von Fachpersonen im Bildungsbereich entwickelt – meist mit dem Anspruch, die Perspektive von Zugewanderten stellvertretend einzubeziehen. Doch es mehren sich die Zweifel daran, ob diese Annäherung der Realität tatsächlich gerecht wird (Nieke, 2008, S. 72). So kritisiert etwa Françoise Henry-Lorçerie (1989, zitiert nach Nieke, 2008, S. 72), dass die Sichtweise der Immigrierten selbst kaum bekannt sei und in der interkulturellen Diskussion nur selten wirklich zur Geltung komme.

In den vorangegangenen Kapiteln wurden die theoretischen Grundlagen sowie die Methodik der Datenerhebung und -auswertung erläutert. In diesem Kapitel folgt nun die Auswertung unserer eigenen Tagebucheinträge, die während unseres Aufenthalts in Malawi entstanden sind – also in einer Zeit, in der wir selbst die Erfahrung machten, in einer uns fremden Kultur zu leben. Ziel dieses Kapitels ist es, Erfahrungen von Fremdheit sichtbar und verstehbar zu machen. Im Zentrum steht dabei die folgende Leitfrage: Wie wird Fremdheit in alltäglichen Interaktionen erfahren, und welche Rolle spielen dabei kulturelle Deutungsmuster? Um dieser Frage nachzugehen, analysieren wir gegenseitig unsere während des Malawi-Aufenthalts verfassten Tagebucheinträge – nicht aus einer Ich-Perspektive heraus, sondern mit kritischer Distanz zur eigenen Erfahrung. Diese Methode ermöglicht eine reflexive Auseinandersetzung mit dem Erlebten, bei der individuelle Eindrücke durch die Perspektive der jeweils anderen Person neu gerahmt und hinterfragt werden. Die so gewonnenen Einsichten werden anschliessend mit theoretischen Konzepten und Positionen der interkulturellen Pädagogik verknüpft. Auf diese Weise soll ein Beitrag zu einer Perspektive geleistet werden, die in der bisherigen Literatur häufig zu kurz kommt: die unmittelbare Erfahrung und subjektive Verarbeitung von Fremdheit aus der Sicht jener, die selbst temporär in der Rolle der fremden Personen waren.

Die Auswertung der Tagebucheinträge erfolgte mittels Struktur-lege-Technik, welche in Kapitel 0 beschrieben wird. Die persönlichen Strukturen und die Konsensstrukturen sind im Anhang zu finden. Auf Grundlage dieses Konsenses kann davon ausgegangen werden, dass die Innensicht der ursprünglichen Autoren adäquat und differenziert abgebildet ist. Auf Basis der erarbeiteten Struktur wurden zentrale Themen herausgearbeitet, die im folgenden Kapitel anhand ausgewählter Tagebuchsituationen analysiert und mit einschlägiger wissenschaftlicher Literatur in Beziehung gesetzt werden.

7.1 Situationsanalysen A

Die nachfolgenden Analysen beziehen sich auf konkrete Situationen aus den Tagebucheinträgen von Tagebuch A.

7.1.1 Verständigung

In Tagebuch A zeigen sich diverse Verständigungsschwierigkeiten, welcher der Autor als «Fremder» wahrnimmt. Dabei beschreibt er einerseits sprachliche Verständigungsprobleme und andererseits inhaltliche kulturelle Verständigungsprobleme.

7.1.1.1 Sprachbarrieren

In den beiden folgenden Beispielen werden die sprachlichen Verständigungsprobleme deutlich:

«Die Busstation war ziemlich überfordernd, [...] energisch miteinander diskutiert und das Ganze meist auf Chichewa, auch wenn wir gesagt haben, dass wir nur Englisch verstehen. (18.02)»

«Ich fand es auch sehr schwierig sie und den Akzent akustisch zu verstehen, speziell, wenn es im Klassenzimmer etwas lauter war. (18.02)»

Das erste Beispiel zeigt, dass unterschiedliche Sprachen zu Verständigungsproblemen führen können. Darüber hinaus beschreibt der Autor ein weiteres Problem, das selbst dann auftritt, wenn beide Gesprächsparteien grundsätzlich dieselbe Sprache sprechen. In lauten Situationen ist die Verständigung in der gemeinsamen Sprache dennoch erschwert, wenn der jeweilige Akzent ungewohnt ist. In diesem Fall ist die gemeinsame Sprache Englisch, das für beide Seiten eine Zweit- oder sogar Drittsprache darstellt. Die gegenseitige Verständlichkeit ist dadurch zusätzlich eingeschränkt. Daher liegt nahe, dass die Sprachkenntnisse einen wesentlichen Beitrag zur Inklusion von fremden Personen leisten. Die Aussage, dass Sprachkenntnisse eine wesentliche Grundlage für die Inklusion von fremden Personen bilden, bezieht sich allerdings nicht ausschliesslich auf das Sprachenlernen der Zugewanderten. Ebenso relevant ist die Sprachkompetenz der Mehrheitsgruppe – insbesondere dann, wenn eine gemeinsame Zweitsprache wie Englisch verwendet wird. Eine klarere, akzentfreie Ausdrucksweise seitens der Einheimischen hätte die Verständigung für den Autor deutlich erleichtert. Dies verweist auf die Bedeutung eines qualitativ hochwertigen Fremdsprachenunterrichts auch für die Mehrheitsbevölkerung, etwa im schulischen Kontext. Die im Tagebuch beschriebenen Verständigungsprobleme verweisen somit nicht nur auf die Bedeutung sprachlicher Kompetenzen im Integrationsprozess, sondern auch auf die Notwendigkeit einer wechselseitigen Verantwortung: Integration ist keine Einbahnstrasse.

7.1.1.2 Kulturelle Missverständnisse

Die nachfolgenden Beispiele zeigen die inhaltlichen, kulturellen Verständigungsprobleme des Autors:

«Was mir immer noch befremdlich erscheint, ist das mangelnde Eigendenken, [...] meine Partnerin hat lediglich gesagt, sie habe es vergessen. Sie hat nicht versucht zu überlegen, was es für sie bedeutet oder was sie darunter versteht. (26.02)»

«Ich bemerke, dass ich eigentlich die ganze Zeit mit Michi gemeinsam bin. [...] und es für uns einfach nur anstrengender und langweiliger ist auseinander zu sitzen. Ich hätte teilweise gerne auch ein bisschen mehr Interaktionen allein, aber dass es dann auch zu Gesprächen kommt,

müssen auch viele unangenehme und anstrengende Gespräche durch, was es mir dann auch nicht mehr so wichtig ist. (26.02)»

«In der Interaktion mit den Studierenden habe ich das Gefühl immer wieder das Gleiche Gespräch zu führen. Für die Studierenden hier ist es meistens das erste Gespräch, was sie mit uns führen. Sie haben aber ähnliche Interessen über uns und die Schweiz und stellen dementsprechend meistens sehr ähnliche Fragen. [...] Deshalb merke ich, dass ich mich von der Interaktion distanzieren und ihr manchmal versuche aus dem Weg zu gehen. (28.02)»

Der Autor beschreibt wiederholt eine für ihn unbefriedigende Gesprächsdynamik. Er bemängelt die fehlende Tiefe der Gespräche und beklagt, dass sein Gegenüber keine eigenen Gedanken oder Positionen einbringt. Gespräche mit lokalen Studierenden empfindet er, als monoton, wenig bereichernd und oft wiederholend, was ihn schliesslich zur bewussten Distanzierung und zum Rückzug aus weiteren Interaktionen veranlasst. Obwohl er grundsätzlich an einem Austausch interessiert wäre, erlebt er die Begegnungen als entweder zu anstrengend oder zu oberflächlich. In der Folge konzentriert er sich zunehmend auf bereits bekannte Personen aus seinem eigenen Kulturkreis.

Diese Bewertung offenbart implizit ein eurozentrisches Gesprächsideal, das individuelle Meinungsäusserung, argumentative Tiefe und Originalität als Massstab gelingender Kommunikation setzt. Seine Erwartungen sind stark von einem westlich geprägten Verständnis von Autonomie und Dialogkultur beeinflusst, in der Eigenständigkeit als selbstverständlich vorausgesetzt wird. In seinem Erleben wird nicht nur ein anderes Kommunikationsverhalten sichtbar, sondern auch die begrenzte Ambiguitätstoleranz des Autors, da die Irritationen, die aus den kulturellen Unterschieden entstehen, nicht als Lernanlass genutzt werden, sondern zur Ablehnung der Situation und zum Rückzug führen. Die Abweichung von vertrauten Gesprächsmustern wird nicht produktiv verarbeitet, sondern als Defizit wahrgenommen. Die Gesprächssituationen bestärken den Autor in seiner Rolle als „Fremder“. Er erkennt, dass er die vorherrschenden Gesprächs- und Denkmuster nicht nachvollziehen kann, was zu einer gefühlten Kluft zwischen ihm und seinem Umfeld führt. Daraus resultieren eine Abkapselung und die Suche nach Nähe zur vertrauten Person. Dabei bleibt offen, ob diese Hinwendung tatsächlich auf kultureller Nähe beruht oder eher der bereits bestehenden Vertrautheit geschuldet ist. In jedem Fall tragen die als unbefriedigend erlebten Interaktionen wesentlich zu seinem Gefühl von Fremdheit bei.

7.1.2 Interaktion mit Touristen

Neben den Verständigungsschwierigkeiten mit Einheimischen beschreibt Tagebuch A mit der Interaktion mit anderen europäischen Touristen eine weitere Form der Kommunikation. Im Gegensatz zu der oben beschriebenen schwierigen Kommunikation erscheinen dem Autoren diese Interaktionen leichter. Dieses Phänomen wird in den folgenden Tagebucheinträgen exemplarisch deutlich.

«An diesem touristischen Ort haben wir direkt viel mehr Touristen kennengelernt und uns eigentlich auch direkt gut verstanden. Es ist einfacher eine gute Gesprächsbasis mit ihnen aufzubauen, obwohl es durchaus so ist, dass wir einige etwas eigenartig finden. [...] aber es ist irgendwie trotzdem natürlicher als mit den Studierenden. Die Verständigung auf Englisch fällt mir mit ihnen auch einfacher. (08.03)»

«Ich habe es aber sehr genossen Kontakt mit den anderen Touristen zu haben und hätte mir gewünscht es wäre noch ein bisschen mehr. Ich finde es schwierig zu beurteilen, woher das

kommt. Diese Touristen haben andere Kulturen und Sprachen, sind aber trotzdem nahbarer. Ich kann mir vorstellen, dass dies an der gemeinsamen "westlichen Kultur" liegt. (13.03)»

Die Beispiele zeigen, dass der Autor die Begegnungen mit anderen Touristen als angenehm und bereichernd erlebt. Er beschreibt die Gespräche als einfacher und die zwischenmenschliche Nähe als grösser. Auch wenn einzelne Personen als «seltsam» empfunden werden, erscheinen ihm die Begegnungen natürlicher und weniger belastend als mit einheimischen Studierenden. Zudem scheinen die bei der Interaktion mit Einheimischen beschriebenen Verständigungsprobleme auf Englisch bei anderen Touristen nicht aufzutreten. Bemerkenswert ist, dass der Autor diese positiven Erfahrungen macht, obwohl bei Begegnungen mit Touristen ebenfalls unterschiedliche kulturelle Hintergründe und Sprachen aufeinandertreffen. Ihm fällt auf, dass diese Unterschiede in diesen Situationen weniger problematisch erscheinen als im Kontakt mit lokalen Studierenden. Zunächst irritiert ihn dieses Empfinden, doch er versucht, es sich durch eine zugrunde liegende, westlich geprägte Kultur zu erklären, die viele der Touristen teilen und die eine gewisse gemeinsame Verständigungsbasis schafft. Eine weitere Möglichkeit wäre, dass sich unter den Touristen ein besonderes Gemeinschaftsgefühl entwickeln könnte – eine Art Solidarisierung im Fremdsein. Die Interaktionen finden hier nicht zwischen Einheimischen und Fremden, sondern unter Fremden statt. Dies trägt möglicherweise zu einer offeneren und weniger asymmetrischen Kommunikation bei.

7.1.3 Kulturelle Verhaltensweisen

In mehreren Einträgen des Tagebuchs A beschreibt der Autor Irritationen, die durch kulturell unterschiedliche Verhaltensweisen - insbesondere im Umgang mit Zeit und Freizeit - entstehen. Dabei wird häufig ein Vergleich mit den vertrauten Gewohnheiten in der Schweiz gezogen.

7.1.3.1 Umgang mit Zeit

Die folgenden Beispiele veranschaulichen diese Irritationen exemplarisch in Bezug auf den Umgang mit Zeit.

«Wir sind anschliessend zum Deputy-Principal gegangen, weil der Principal noch nicht anwesend war. Wir haben etwa eine Stunde auf ihn gewartet [...] Ich hatte ein bisschen den Eindruck, dass sie wieder nicht genau wussten, was sie mit uns anstellen sollen [...]. Für meine Schweizer Gewohnheiten hätte das viel effizienter gelöst werden können. (17.02)»

«Wir hatten eigentlich angedacht zu versuchen mit dem ÖV ans Tor des National Parkes zu gelangen. Das TTC meinte aber im Verlauf der Woche das ginge nicht und dass wir einen Fahrer bräuchten. Wir haben, dann aber bis am Samstagmorgen nichts mehr davon gehört und uns darauf eingestellt es trotzdem mit dem ÖV zu versuchen. Wir hatten eine Tour auf 10:00 gebucht. Rund um 8h hat uns dann Marry doch noch angerufen und gesagt, dass sie einen Fahrer organisiere. [...] Wir haben uns etwas genervt, dass wir uns nicht selbst organisieren können und dass was für uns organisiert wird, nicht richtig aufgeht. Der Fahrer ist dann auch (wie wir erwartet haben) später als abgemacht gekommen und musste auf dem Weg noch jemand anderes abladen. Wir haben schon damit gerechnet, dass wir zu spät kommen, aber es hat irgendwie dann doch funktioniert. Das ist uns schon einige Male in Malawi aufgefallen, wir haben das Gefühl, dass etwas schlecht organisiert/geplant ist, aber dass es zum Schluss dann trotzdem irgendwie aufgeht. (01.03)»

In beiden Beispielen beschreibt der Autor eine aus seiner Sicht mangelnde Effizienz. In der Konsensstruktur der Struktur-lege-Technik (vgl. Anhang) wird deutlich, dass der Autor den Eindruck hat, dass Zeit in der beobachteten Kultur als weniger wertvoll angesehen wird. Er

führt diesen unterschiedlichen Umgang mit Zeit unter anderem auf unterschiedliche Wohlstandsniveaus zurück. Dieser Erklärungsansatz erscheint auch in diesen Situationen nachvollziehbar, kann aber auch einfach durch einen anderen kulturellen Umgang mit Zeit begründet werden. Während sich der Autor eine effiziente Besprechung und eine Reise wie geplant gewünscht hätte, scheinen die Schulleitenden mehr Wert auf eine wohlüberlegte Entscheidung und das Angebot von Komfort, etwa in Form eines Chauffeurs, zu legen. Dass der Autor dafür Wartezeiten in Kauf nehmen musste, scheint für die Beteiligten ein akzeptabler Preis gewesen zu sein.

Ein weiterer zentraler Punkt ist das vom Autor erlebte Fehlen von Autonomie. Er äussert Unmut darüber, dass er sich nicht selbst organisieren kann und auf die Entscheidungen und Informationen anderer angewiesen ist. In westlich geprägten Kulturen wird Selbstbestimmung und Eigenverantwortung oft geschätzt – entsprechend irritiert ihn die Tatsache, dass er als Gast eher „betreut“ wird. Diese Form der Fürsorge, die in der lokalen Kultur möglicherweise als höflich oder unterstützend verstanden wird, erlebt der Autor als Einschränkung seiner Selbstständigkeit. Die daraus resultierende Fremdbestimmung verstärkt sein Unbehagen im Umgang mit dem ungewohnten System. Die Wortwahl des Autors – etwa die Betonung von „Nerven“ und „Effizienz“ – zeigt, dass es ihm schwerfiel, sich auf diese andere Zeitlogik einzulassen. Gleichzeitig wird in seiner Reflexion gegen Ende deutlich, dass er beginnt, die alternativen Verhaltensweisen anzuerkennen. Er erkennt, dass auch diese Formen des Umgangs mit Zeit funktionieren können und dass es nicht nur einen richtigen Umgang mit Situationen gibt. Die Einsicht, dass Abläufe auch ohne strikte Planung zum Ziel führen können, markiert einen ersten Schritt in Richtung interkultureller Öffnung.

7.1.3.2 *Freizeitbeschäftigungen*

Das nachfolgende Beispiel zeigt die Irritation des Autors in Bezug auf den Umgang der Einheimischen mit Freizeit:

«Dass dieser Freund seinen freien Tag genutzt hat, um zwei Fremde auf einen Berg zu führen und Memory selbst gar nicht mit mitgekommen ist, ist für mich nicht sehr verständlich. Er hatte auch nicht unbedingt den Eindruck gemacht, also ob er sich für uns interessiere. Bei der Frage nach ihren Hobbys kommt von den Einheimischen meistens sehr wenig und nur etwas Generelles zurück. Es scheint, als würden sie sich die freie Zeit vor allem am Handy vertreiben. Ich verstehe diesen Teil der Kultur nicht (05.03)»

In dieser Situation wird erneut eine kulturelle Irritation sichtbar, die ähnlich wie in den zuvor beschriebenen Beispielen durch unterschiedliche Erwartungen an die Freizeitgestaltung und die Gestaltung sozialer Beziehungen ausgelöst wird. Der Autor zeigt sich verwundert darüber, dass sein Begleiter seinen freien Tag mit zwei Fremden verbringt, ohne erkennbares Interesse an ihnen zu zeigen. Auch in anderen Begegnungen bleibt es für den Autor unverständlich, wie Einheimische ihre Freizeit verbringen. Er kann kaum nachvollziehen, dass sie diese überwiegend mit Handynutzung füllen.

Die Struktur-lege-Technik (vgl. Anhang) verdeutlicht hier einen Zusammenhang zwischen Zeitmanagement und Freizeitgestaltung. Da Freizeit offenbar weniger strukturiert und zielgerichtet genutzt wird, entsteht bei den Einheimischen mehr «überschüssige» Zeit. Dies beeinflusst wiederum den allgemeinen Umgang mit Zeit, den der Autor bereits als «ineffizient» charakterisiert hat. Zudem macht die Struktur-lege-Technik deutlich, dass das Fehlen von Hobbys und die häufige Handynutzung als Zeitfüller negative Auswirkungen auf die Gesprächskultur haben. Der Autor beschreibt mehrfach Situationen, in denen Gespräche nur schwer in Gang kommen, weil seine Gesprächspartner in ihre Telefone vertieft sind oder keine konkreten

Interessen nennen können. Dadurch fehlt nicht nur der unmittelbare soziale Austausch, sondern auch ein zentrales Gesprächsthema, das in westlich geprägten Kulturen oft als verbindendes Element dient, nämlich der Austausch über Freizeitaktivitäten und persönliche Vorlieben. Der Tagebucheintrag zeigt, dass den Autor die Betreuungssituation verärgert. Mithilfe der Struktur-lege-Technik lässt sich ableiten, dass er die fehlende aktive Freizeitgestaltung und der daraus resultierende «Zeitüberschuss» als Teilursache für die als aufdringlich empfundene Betreuung sieht. Dies erscheint nachvollziehbar, da die Betreuung bei knapperen Zeitressourcen wohl weniger intensiv ausfallen würde. Allerdings ist diese Form der Betreuung, die der Autor als störend empfindet, eindeutig multikausal bedingt. Somit liefert die hier beschriebene Beobachtung nur einen Teil der Erklärung.

7.1.4 Hilfe

Bei der Strukturierung der Tagebucheinträge mit Hilfe der Struktur-lege-Technik (vgl. Anhang) fiel auf, dass der Autor häufig Situationen beschreibt, in denen er Unterstützung durch Einheimische erhält. Diese Hilfestellungen stehen meist im Zusammenhang mit Reisen und den damit verbundenen Herausforderungen. So etwa beim Geldwechsel oder der Orientierung auf dem Markt. In der Mehrheit der Fälle werden diese Erfahrungen positiv geschildert. In einigen wenigen Situationen jedoch beschreibt der Autor Gefühle der Bevormundung oder berichtet von ungefragten Hilfsangeboten, die nicht selten mit einer Geldforderung endeten. Beides wird in den folgenden Beispielen deutlich:

« ...und uns anschliessend mit nach Liwonde genommen. Dort hat sie uns alles gezeigt und uns riesig geholfen (auf dem Markt waren wir wieder einmal komplett überfordert mit Leuten, die auf uns eingeredet haben und Kinder, die gebettelt haben). (17.02)»

«Memory hat uns freundlicherweise mit dem Auto mit nach Zomba genommen, weil sie ihr Auto zur Versicherung bringen musste. Was mich aber etwas genervt hat, war, dass sie uns auf der Fahrt gesagt hat, dass ein Freund von ihr uns dann auf dem Berg rumführen wird. Es fühlt sich immer wieder so an, als ob wir immer jemanden haben müssen, der uns begleitet und uns babysittet. Ich fühle mich dann in solchen Situationen nicht ganz frei und kann es nicht so geniessen. In solchen Situationen hinterfrage ich oft, wieso diese Personen das machen und ob sie Hintergedanken haben oder sich etwas erhoffen. Ich möchte ihnen aber dann auch nicht unbedingt etwas geben dafür, dass sie etwas machen, was ich gar nicht will oder sogar nicht mag. (05.03)»

«Ein Junge ist uns dann nachgerannt und hat gesagt der Weg sei nicht möglich, weil die Wellen zu hoch sind. Er hat uns gesagt, wir sollen ihm folgen und uns zur Lodge gebracht. [...] Dafür hat er dann Geld verlangt. In solchen Situationen sträubt es mir dann ihnen Geld zu geben für etwas wonach ich nicht gefragt habe und ich eigentlich auch gar nicht will. (11.03)»

«Auf dem Weg nach Blantyre ein privater Autofahrer mitgenommen und es war im vorne herein abgemacht, dass wir ihm den gleichen Preis, wie für den Bus zahlen. Er war sehr sympathisch und hat uns am Schluss noch seine Nummer gegeben, [...] deshalb haben wir uns dazu entschlossen dem Fahrer zu schreiben, ob er jemanden kenne. Er hat uns dann jemanden organisiert, ist extra umgedreht und zu uns zurückgekommen, um für uns das Geld zu tauschen. Wir haben uns dann auch wieder gefragt, ob wir ihm etwas geben sollen. Beim Abschied hat er dann aber absolut keine Anstalten gemacht, als ob er von uns noch etwas erwarte. (15.03)»

«An der Tankstelle hat sie dann extra einen Autofahrer angesprochen. Dieser hat uns dann nach Lilongwe gefahren, gefragt, wo wir hinwollen, rumtelefoniert für einen Bus und uns direkt zum Busterminal gebracht. Gefühlt sind in Malawi mehr Menschen von sich aus mit Hilfe auf

uns zugekommen als in meinem ganzen Leben in der Schweiz, aber es hat sich trotzdem nie wirklich herzlich angefühlt. (26.03)»

Der Autor beschreibt zahlreiche Situationen, in denen er von Einheimischen in potenziell überfordernden Momenten unterstützt wird. Auffallend ist, dass er innert kurzer Zeit mehr Hilfsbereitschaft erfährt als in seinem bisherigen Alltag in der Schweiz. Trotzdem äussert der Autor immer wieder Zweifel an den Motiven der Hilfsbereitschaft. Er fragt sich, ob die Unterstützung aus reiner Freundlichkeit erfolgt oder ob damit Erwartungen an eine Gegenleistung verbunden sind. Dieses Misstrauen erschwerte es ihm, die Hilfe ohne Vorbehalte anzunehmen. Auch wenn diese Zweifel meistens unbegründet bleiben, beschreibt er einzelne Situationen, in denen tatsächlich Geld gefordert wird. Neben dem Misstrauen beschreibt der Autor, dass er trotz der erfahrenen Unterstützung keine tiefere emotionale Bindung empfindet. Er stellt fest, dass ihm das Verhalten der Helfenden oft nicht herzlich erscheint, obwohl objektiv viel für ihn getan wurde. Die Erfahrungen bleiben also ambivalent: Hilfsbereitschaft wird zwar als vorhanden wahrgenommen, aber nicht eindeutig positiv konnotiert. Der Autor bewegt sich in einem Spannungsfeld zwischen Dankbarkeit, Unsicherheit und dem Bedürfnis nach Unabhängigkeit. Diese Unsicherheiten lassen sich auch vor dem Hintergrund kulturell unterschiedlicher Verständnisse von Gastfreundschaft und sozialer Interaktion betrachten. Was dem Autor als distanziert oder herzlos erscheint, könnte Ausdruck einer anderen Form von Beziehungsgestaltung sein, in der Hilfsbereitschaft nicht zwangsläufig mit emotionaler Nähe einhergeht. Ebenso ist zu berücksichtigen, dass in kollektivistisch geprägten Kulturen gegenseitige Unterstützung häufig als soziale Pflicht verstanden wird – ohne dass diese explizit gemacht oder als persönliche Geste gedeutet werden muss. Möglicherweise empfindet der Autor diese Diskrepanz zwischen umfangreicher Hilfe und fehlender Herzlichkeit deshalb als irritierend, weil in seiner westlich-individualistisch geprägten Kultur Hilfsbereitschaft häufig mit persönlichem Interesse und emotionaler Nähe verknüpft ist – im Gegensatz zur hier beobachteten Form von Unterstützung, die eher als Ausdruck einer sozialen Pflicht verstanden werden kann.

7.1.5 Alltagserfahrungen

In seinen Tagebucheinträgen beschreibt der Autor ein vielschichtiges Spektrum an Alltagssituationen, die unterschiedliche Grade von Integrationserleben verdeutlichen. Diese Erfahrungen oszillieren zwischen Momenten der gelungenen Teilhabe und Phasen der bleibenden Distanz. Folgende Beispiele zeigen dies exemplarisch. Gerade zu dieser Thematik sind im Tagebuch noch viele weitere Beispiele zu finden.

«Ich bin noch geblieben und sie haben mich dann sogar den Abwasch machen lassen (Schon fast ein Wunder!). Anschliessend haben sie mir das Spiel «Bao» erklärt und wir haben ziemlich lange verschiedene Partien gespielt. (14.02)»

«Wir haben dann jedoch draussen noch Karten gespielt und unsere Nachbarin (Memory) hat sich zu uns gesellt. Memory hat uns dann sogar zum Essen eingeladen und uns anschliessend mit nach Liwonde genommen. Die Interaktionen beim Kartenspielen und gemeinsamen Essen fand ich sehr angenehm. (17.02)»

«Mittlerweile nervt mich ihr Begrüssungsritual. [...] Für mich herrscht immer noch eine grosse Distanz, welche für mich darauf zurückzuführen ist, dass sie uns immer noch als etwas Spezielleres behandeln. Das ist mir immens unangenehm. (20.02)»

«Weiter ist mir aufgefallen, dass die Dozierenden uns unterschiedlich behandeln. [...] aber die anderen Studierenden werden nur grob beachtet. (28.02)»

Die Beispiele zeigen, dass sich der Autor in alltäglichen, informellen Situationen besonders wohlfühlt, vor allem, wenn er aktiv teilnehmen kann. Tätigkeiten wie Abwaschen, Spielen oder gemeinsames Essen ermöglichen es ihm, Teil einer sozialen Interaktion auf Augenhöhe zu sein, ohne besondere Aufmerksamkeit oder Sonderrollen zu erhalten. In solchen Momenten erlebt er Zugehörigkeit und Normalität, was er ausdrücklich positiv bewertet. Demgegenüber empfindet er Situationen als belastend, in denen er als „besonders“ behandelt wird, beispielsweise durch bevorzugte Behandlung durch Dozierende oder ein distanzierendes Begrüßungsritual. Diese Erlebnisse führen zu innerer Unruhe und Reflexion. Anstatt als Gast oder Sonderfall wahrgenommen zu werden, wünscht er sich, einfach als gleichwertiges Gegenüber Teil des sozialen Miteinanders zu sein. Trotz der guten Absichten der Einheimischen wird die Differenz dadurch betont statt aufgehoben. Auffällig ist, dass der Autor gerade dann Irritation verspürt, wenn ihm Vorteile oder Hilfsangebote zuteilwerden, die er nicht aktiv eingefordert hat. Er erlebt diese Sonderbehandlungen, auch wenn sie freundlich gemeint sind, als distanzierend. Es ist anzunehmen, dass er basierend auf seinen kulturellen Erfahrungen Gleichbehandlung mit Gleichwertigkeit verknüpft. Wird er jedoch besonders behandelt, entsteht bei ihm der Eindruck, nicht vollständig als gleichwertig wahrgenommen zu werden, was mit einem Gefühl von Fremdheit und Unbehagen einhergeht.

Die beschriebenen Situationen verdeutlichen ein zentrales Paradoxon interkultureller Begegnungen. Während er in einfachen Alltagshandlungen wie dem Abwasch oder Kartenspielen unproblematisch Zugehörigkeit erlebt, wird ihm in formelleren oder fürsorglichen Kontexten durch wohlmeinende Sonderbehandlung gerade seine Fremdheit bewusst. Integration zeigt sich somit nicht nur in objektiver Teilhabe, sondern vor allem im subjektiven Erleben von Normalität und Gleichwertigkeit.

7.2 Situationsanalysen B

Die nachfolgenden Analysen beziehen sich auf konkrete Situationen aus den Tagebucheinträgen von Tagebuch B.

7.2.1 Sichtbare Unterschiede

Sichtbare Unterschiede beeinflussen das Erleben von Fremdheit auf vielfältige Weise. In diesem Kapitel wird sowohl auf die Merkmale eingegangen, die den Einheimischen an der fremden Person sofort auffielen, als auch auf die Unterschiede, die der Autor selbst in der neuen Umgebung wahrnahm. Dazu zählen äusserliche Merkmale wie Hautfarbe, Sprache, Kleidung oder Verhalten, aber auch die soziale Umgebung und die Alltagsstrukturen.

Gerade an einem neuen Ort oder innerhalb einer neuen Kultur fallen diese sichtbaren Unterschiede von Beginn an besonders stark auf. Alles Bekannte fehlt und jede Abweichung vom eigenen kulturellen Referenzrahmen wird unmittelbar wahrgenommen. Was für Einheimische alltäglich und unauffällig erscheint, kann für Fremde als besonders ungewohnt oder auffällig wirken. Gleichzeitig spiegeln auch die Reaktionen der Einheimischen die Andersartigkeit des Fremden wider, wodurch diese noch stärker ins Bewusstsein tritt. Diese gegenseitige Wahrnehmung von Unterschieden löste beim Verfasser des Erfahrungsberichts eine fortlaufende Differenz Erfahrung aus. In der Folge erlebte er sowohl Überforderung durch die Vielzahl neuer Eindrücke als auch das belastende Gefühl, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen.

7.2.1.1 *Viele neue Eindrücke – Überforderung als emotionaler Ausnahmezustand*

Eine zentrale Erfahrung im Zusammenhang mit sichtbarer Fremdheit war für den Berichtverfasser die enorme Fülle an neuen Eindrücken, die sich in einer starken Überforderung äusserte. Bereits bei der Ankunft in Lilongwe stiess er auf eine Situation, in der sich überfordernde Reize überlappten: Menschenmassen, eine Sprache, die er nicht verstand, chaotischer Verkehr und für ihn ungewohnte Handelspraktiken (z.B. illegaler Geldtausch auf Parkplätzen).

Diese Reizüberflutung führte zu Gefühlen der Hilflosigkeit und des Kontrollverlusts. Besonders der Versuch, eine SIM-Karte einzurichten und Internetzugang zu erhalten, offenbarte diese Überforderung deutlich.

„Spätestens hier war die Überforderung komplett. Viele Menschen sprachen mit uns, ich verstand nicht, was die Verkäuferin sagen wollte und wie das Internet funktioniert, habe ich erst recht nicht verstanden.“ (Ankunft in Lilongwe).

Die sichtbare Andersartigkeit (v.a. Hautfarbe) trug zusätzlich dazu bei, dass er im öffentlichen Raum ständig auffiel und damit keine Möglichkeit hatte, sich unauffällig an die neuen Gegebenheiten anzupassen.

Diese Form der Überforderung wurde auch bei der Nutzung des öffentlichen Verkehrs und beim Besuch der Märkte spürbar. Die Reizdichte und der Sprachverlust verstärkten das Gefühl, überladen zu sein, was letztlich zu innerer Anspannung und emotionaler Erschöpfung führte. Die Erfahrung zeigt, wie stark äusserliche Merkmale in Verbindung mit fremden sozialen Konventionen überfordernde Gefühle hervorrufen können.

7.2.1.2 *Gegenseitige Attraktion – das belastende Stehen im Mittelpunkt*

Eine weitere markante Erfahrung im Kontext sichtbarer Fremdheit war für den Verfasser das ständige Stehen im Mittelpunkt. Die sichtbare Andersartigkeit – in diesem Fall vor allem die hellere Hautfarbe – führte dazu, dass er fast überall Aufmerksamkeit auf sich zog. Bereits bei der Ankunft in Malawi erlebte er eine starke Anziehung: Kinder drängten sich um das Auto, Menschen warfen Blicke auf ihn, und er wurde als „weisser Gast“ unmittelbar identifiziert.

Dieses Gefühl wurde bei Schulbesuchen noch verstärkt. Auf den Pausenhöfen bildeten sich dichte Menschenmengen um ihn, und nur das Eingreifen der Lehrpersonen musste verhindern, dass er "erdrückt" wurde. Das Stehen im Mittelpunkt löste ambivalente Gefühle aus: Einerseits zeigte sich eine wohlwollende Neugier, andererseits entstand das belastende Gefühl, wie eine Attraktion betrachtet zu werden. Der Verfasser beschreibt, dass er sich teilweise, wie im Zoo fühlte – manchmal, als wäre er selbst das Ausstellungsstück, das von allen Seiten neugierig betrachtet wird, manchmal aber auch, als blicke er selbst von aussen auf eine fremde, abgeschlossene Welt, die ihm den Zutritt verwehrt. Dieses Wechselspiel zwischen Beobachteter und Beobachtender verdeutlicht eine ambivalente Fremdheitserfahrung: einerseits als Objekt der Aufmerksamkeit und Exotik, andererseits als distanzierter Betrachter einer ihm fremden Lebenswelt. Diese wechselnden Perspektiven verstärkten sein Gefühl, weder vollständig Teil der Gemeinschaft zu sein noch sich ihr ganz entziehen zu können, und intensivierte somit das Erleben von Fremdheit auf emotionaler Ebene.

Zudem war dieses Erleben nicht frei von einem latenten Beigeschmack der eigenen Privilegiertheit und der historischen Einflüsse der Kolonialisierung. Der Verfasser nahm wahr, dass die ihm entgegengebrachte Aufmerksamkeit teilweise auch aus dieser historischen Prägung resultierte. Gleichzeitig hatte er ein negatives Gefühl dabei, da ihn die koloniale Vergangenheit

besonders sensibel dafür machte, die Einheimischen nicht selbst als eine Art Attraktion zu betrachten. Dieser Aspekt wird in einem folgenden Kapitel noch vertieft behandelt.

Ein weiteres Beispiel ist die intensive Nachfrage nach Fotos:

„Obwohl es mir sehr unangenehm war, dass alle ein Foto mit mir machen wollten und ich mich dadurch nochmals mehr fremd und anders gefühlt habe, war es doch schön, gemeinsam zu lachen.“ (Begegnungen am TTC).

Diese Momente verdeutlichen, wie Sichtbarkeit nicht nur passive Beobachtung, sondern aktive soziale Erwartungen erzeugt. Die ständige Beobachtung fühlte sich wie ein Spiegel an, der das eigene Fremdsein permanent ins Bewusstsein rückte.

Zusammengefasst wird sichtbar: Das Erleben von Fremdheit war nie nur ein inneres Gefühl, sondern wurde äusserlich durch ständige Rückmeldungen – Blicke, Ansprache, Fotos – immer wieder bestätigt. Sichtbare Unterschiede führten somit zu einer paradoxen Kombination aus Überforderung, öffentlicher Aufmerksamkeit und daraus resultierender emotionaler Erschöpfung.

7.2.2 «Kulturelle» Unterschiede (Interesse/Verhalten)

Im Anschluss an die sichtbaren Unterschiede prägten auch tiefere kulturelle Differenzen das Fremdheitserleben des Autors während seines Aufenthalts in Malawi. Besonders auffällig war, dass sich kulturelle Unterschiede häufig in Gesprächen zeigten, etwa in deren Tiefe, Themenwahl oder Art des Austauschs. Die soziale Interaktion im weiteren Sinne wird im nächsten Kapitel noch genauer analysiert.

7.2.2.1 *Das Spannungsfeld zwischen Unvorbereitetheit und Herzlichkeit*

„Im TTC selbst wusste niemand so recht, was mit uns anzufangen war. Trotzdem wurden wir freundlich empfangen und uns wurden unsere Zimmer gezeigt.“ (Reise)

Diese Aussage verdeutlicht ein zentrales Spannungsfeld im Fremdheitserleben des Autors: Die äusseren Umstände vermittelten teilweise den Eindruck von Orientierungslosigkeit oder Desinteresse, während gleichzeitig eine grundsätzliche Offenheit und Bereitschaft zur Aufnahme spürbar war. Diese Erfahrung bildet den Ausgangspunkt für eine genauere Auseinandersetzung mit der empfundenen Unvorbereitetheit und ihren kulturellen Hintergründen.

Besonders eindrücklich war für den Autor die wiederholte Erfahrung von Unvorbereitetheit auf Seiten der malawischen Institutionen, insbesondere bei der Ankunft am TTC oder bei den besuchten Primarschulen. Die mangelnde Vorbereitung, spontane Organisation und lange Wartezeiten führten beim Autor zu einem Gefühl des Nicht-willkommen-Seins. In solchen Situationen entstand teilweise der Eindruck, dass das Gegenüber nicht genau wusste, wie mit ihm umzugehen sei – als sei seine Anwesenheit zwar akzeptiert, aber nicht wirklich eingeordnet oder eingeplant.

Gleichzeitig fielen die Begrüssungen jedoch fast immer freundlich, offen und aufnahmebereit aus. Diese ambivalente Erfahrung verdeutlicht, dass sich kulturell unterschiedliche

7.2.2.2 Zeitverständnis

Ein weiterer kultureller Unterschied, der sich im Erfahrungsbericht mehrfach zeigt, betrifft den Umgang mit Zeit und Pünktlichkeit. Der Autor beschreibt Situationen, in denen Verspätungen, spontane Planänderungen oder unklare Abläufe zu Irritation und Verunsicherung führten. Diese Erfahrungen standen im Kontrast zu den in der Schweiz verinnerlichten Vorstellungen von Verbindlichkeit, Pünktlichkeit und Vorausplanung. Im Laufe des Aufenthalts bekam der Autor zunehmend den Eindruck, dass Zeit im lokalen Alltag eine untergeordnete Rolle spielt oder gar als "wertlos" empfunden wird. Dies zeigte sich in verschiedenen Kontexten: In der Organisation schien es keine grosse Rolle zu spielen, wer wie lange warten muss. So schreibt der Autor: „Zusätzlich fiel mir auf, dass die Zeit hier im Gegensatz zur Schweiz keinen Wert zu haben scheint. Wenn man in einem Bus lange wartet, dass noch mehr Personen einstiegen, beschwert sich niemand.“ (Wochenende)

Auch im Freizeitbereich war kaum ein Bewusstsein dafür erkennbar, Zeit als Ressource sinnvoll zu nutzen – viele Personen verbrachten lange Phasen passiv mit dem Handy. Der Autor hält dazu fest: „Zusätzlich hat man uns erzählt, dass die Einheimischen kaum Hobbys haben und viele ihre Zeit mit dem Handy oder Alkohol totschiessen.“ (Blackout) Auch im wirtschaftlichen Bereich wurde deutlich, dass selbst geringe Erfolgsaussichten akzeptiert werden: Selbst spätabends sass der Händler noch an ihren Ständen, obwohl die Chance auf einen Verkauf gering war – sie hätten ohnehin nichts Besseres zu tun. Für den Autor spiegelte sich darin ein völlig anderes Verständnis von Zeit als sozialer und wirtschaftlicher Ressource, das sich seiner gewohnten Bewertungspraxis entzieht.

Vorstellungen von Kommunikation und Nähe nicht zwangsläufig in tatsächlicher Fremdheit niederschlagen. Vielmehr kann eine Fremdheit empfunden werden, obwohl sie in der sozialen Absicht nicht vorhanden ist – etwa, wenn unterschiedliche kulturelle Wertvorstellungen dazu führen, dass Erwartungen nicht erfüllt werden, ohne dass dies als Ablehnung gemeint ist. Die Unbestimmtheit in der Rolle des Gastes traf hier auf eine Kultur, die Spontanität und situative Offenheit höher gewichtet als planvolle Struktur.

7.2.2.3 Gesprächskultur und erlebte Distanz

„Alle Gespräche, die wir führen [...], führen wir an einem Tag viele Male. [...] «Für die Einheimischen ist es aber jeweils nur einmal und deswegen normal.“ (Anders)

Ein weiterer zentraler Aspekt war die als oberflächlich empfundene Gesprächskultur. Viele Gespräche drehten sich um immer gleiche Themen (Wie geht's? Wie ist es in der Schweiz?), was beim Autor zu Langeweile und einem Gefühl von Distanz führte. Besonders auffällig war dabei, dass sich die Gespräche für den Autor oft wiederholten, während sie für die malawischen Gesprächspartner jeweils ein Erstkontakt waren. Diese Diskrepanz im Erleben führte zu einer gewissen Ermüdung aufseiten des Autors, während die Gesprächspartner möglicherweise von einem höflichen Erstkontakt ausgingen.

Zudem hatte das Verhältnis der Gesprächsgrößen einen erheblichen Einfluss auf das Empfinden: Gespräche fanden selten im direkten eins-zu-eins-Kontakt statt, sondern überwiegend in Gruppen. In solchen Konstellationen fiel es dem Autor schwer, persönliche Gespräche zu führen oder individuelle Verbindungen aufzubauen. Die Interaktion blieb dadurch oft oberflächlich und vermittelte das Gefühl von Distanz.

Hinzu kam eine starke Zurückhaltung bei der Artikulation eigener Meinungen oder Interessen auf Seiten der Einheimischen. Viele Gesprächspartner erzählten kaum etwas über sich selbst und konnten keine eigenen Hobbys benennen. Dadurch entstand beim Autor der Eindruck,

dass persönliche Interessen entweder nicht vorhanden oder nicht kommuniziert wurden. Die Gesprächspartner wirkten dadurch in ihrer Person schwer greifbar, was wiederum zu einer als unpersönlich und distanziert empfundenen Gesprächsatmosphäre führte. Besonders im schulischen Kontext äusserte sich dies in sogenannten „Pseudo-Feedback“-Situationen. Dabei handelte es sich beispielsweise um Gespräche nach dem beobachteten Unterricht, in denen Rückmeldungen zwar formal eingefordert, jedoch kaum wirklich aufgenommen oder vertieft wurden. Der Eindruck entstand, dass weniger an ehrlicher Reflexion als an Zustimmung interessiert war. Auch dies verstärkte das Erleben einer hierarchischen und wenig persönlichen Gesprächskultur.

7.2.2.4 *Gespräche jenseits des eigenen Verständnisses*

„Unter den Studenten (‘more educated people’) sei gerade das Kondom nicht mehr verpönt, aber je nachdem verzichte man trotzdem, da die ganze Erfahrung wichtiger sei als die Verhütung.“ (Aidsheilmittel)

Ein besonders eindrückliches Beispiel für kulturell geprägte Gesprächsinhalte, die beim Autor auf Unverständnis und Irritation stiessen, war ein Austausch über HIV/Aids und Verhütung. In einem Gespräch schilderte ein Student, dass in den Dörfern ohnehin niemand verhüte, da eine Schwangerschaft als Möglichkeit betrachtet werde, von dem Vater der Frau wirtschaftlich zu profitieren. Auch unter Studierenden sei das Kondom zwar weniger verpönt als früher, werde aber dennoch oft weggelassen – nicht aus Unwissenheit, sondern weil die „Erfahrung“ als wichtiger empfunden werde als die Verhütung selbst.

Der Autor war besonders schockiert, als sein Gesprächspartner behauptete, dass HIV/Aids in Malawi nicht schlimm sei, da es ein geheimes, aus einheimischen Pflanzen hergestelltes Heilmittel gebe. Die Regierung würde dieses Wissen jedoch unterdrücken, um weiterhin Hilfsgelder aus dem Westen zu erhalten, und Personen, die das Wissen verbreiten wollten, zum Schweigen bringen. In der Situation verzichtete der Autor darauf, zu widersprechen, da er spürte, wie überzeugt der Gesprächspartner von seinen Aussagen war. Rückblickend beschreibt er, dass ihn diese Haltung zutiefst schockierte – insbesondere im Zusammenhang mit weiteren Erfahrungen, etwa einer Aussage aus einem Schulbuch, in dem Lehrpersonen dazu aufgefordert werden, „Abstinenz statt Kondomnutzung“ zu betonen.

Diese Aussagen widersprachen fundamental dem Verständnis des Autors von Gesundheitsvorsorge, Eigenverantwortung und Aufklärung. Der Austausch löste bei ihm eine Mischung aus Fassungslosigkeit, Hilflosigkeit und einem Gefühl der Ohnmacht aus. Dabei offenbart sich ein grundlegendes Phänomen interkultureller Differenz: Die Konfrontation mit einer Haltung, die ausserhalb des eigenen kulturellen Deutungshorizonts liegt, erzeugt Irritation, weil gewohnte Erklärungsmodelle und Normen nicht mehr greifen. Der Gesprächspartner vertrat seine Meinung mit grosser Überzeugung und Ernsthaftigkeit, was dem Autor verdeutlichte, dass es sich nicht um Missverständnisse oder oberflächliche Unterschiede handelte, sondern um tief verankerte kulturelle Orientierungen. Die Situation verdeutlicht zugleich, dass Wissen allein nicht ausreicht, um Verhaltensweisen zu verändern. Erst wenn dieses Wissen in den kulturellen Kontext eingebettet und im Alltag als handlungsrelevant erlebt wird, kann daraus ein nachhaltiger Wandel im Denken und Handeln entstehen.

Diese Erfahrung zeigt exemplarisch, wie schwer es sein kann, im interkulturellen Austausch zwischen objektiven Informationen und subjektiv-kulturellen Deutungen zu unterscheiden. Die Aussagen wirkten aus westlicher Perspektive irrational oder gar gefährlich, machen aber sichtbar, dass Wissen, Vertrauen und gesellschaftliche Verantwortung anders gerahmt sein können.

Solche Erfahrungen verdeutlichen, dass kulturelle Unterschiede nicht nur auf sichtbare Praxisformen beschränkt sind, sondern bis in das Fundament von Weltwahrnehmung, Gesundheitsverständnis und sozialer Orientierung reichen. Sie zeigen die Grenzen eigener Vorstellungskraft und fordern dazu heraus, Differenz nicht nur als Abweichung, sondern als eigenständiges System des Denkens ernst zu nehmen. Gerade dort, wo die Verständigung an ihre Grenzen stösst, entsteht die Möglichkeit, kulturelle Fremdheit nicht nur zu spüren, sondern auch analytisch zu begreifen.

Die kulturellen Unterschiede im Verhalten, in der Kommunikation und im Umgang mit Wissen führten beim Autor zu einem beständigen Spannungsfeld zwischen Nähe und Distanz, Herzlichkeit und Irritation. Es zeigte sich, dass interkulturelle Begegnung nicht nur durch Sichtbares, sondern gerade durch subtile Erwartungen und implizite Normen geprägt ist – und dass Fremdheit nicht nur durch Andersartigkeit, sondern auch durch Nicht-Übereinstimmung mit eigenen Erwartungen entsteht. Die Herausforderung bestand letztlich darin, diese Differenzenerfahrungen nicht als Mangel, sondern als Lernanlass zu verstehen – ein Prozess, der in der Reflexion erst nach und nach greifbar wurde.

7.2.3 Interaktion

Soziale Interaktionen bildeten einen zentralen Aspekt im Alltag des Autors während seines Aufenthalts in Malawi. Die Begegnungen mit Einheimischen fanden auf verschiedenen Ebenen statt – über Sprache, nonverbale Kommunikation, Humor und gemeinsame Tätigkeiten. Bereits im vorangegangenen Kapitel wurde deutlich, dass kulturelle Unterschiede besonders in Gesprächssituationen sichtbar wurden. Aufbauend darauf analysiert das folgende Kapitel soziale Interaktionen unter einem erweiterten Blickwinkel.

7.2.3.1 Sprache

Im Erfahrungsbericht wird ersichtlich, dass Kommunikation auf mehreren sprachlichen Ebenen stattfand. Deutsch wurde hauptsächlich in der Kommunikation mit dem Mitreisenden verwendet und in einzelnen Situationen auch mit anderen deutschsprachigen Touristen genutzt. Der Autor dokumentiert die Nutzung der deutschen Sprache als funktional, vertraut und unterstützend. In einem Eintrag hebt er hervor, wie hilfreich es war, sich mit seinem Mitreisenden in einer gemeinsamen Sprache auszutauschen: *„Zusätzlich fiel mir heute wieder auf, wie wertvoll es ist, mit einem Freund, der einem in Sprache, Kultur und auch als Mensch versteht.“* Diese Gespräche auf Deutsch dienten nicht nur der Organisation, sondern boten auch einen Rahmen für Reflexion und gegenseitiges Verständnis. Sie ermöglichten einen Rückzug in eine sprachlich sichere Zone, in der auch komplexere Gedanken formuliert und verarbeitet werden konnten.

"Obwohl wir genauso fremd sind und ebenfalls auf Englisch kommunizieren, war viel weniger Distanz da und die Gespräche verliefen viel angenehmer." (Blackout)

Englisch war die Hauptsprache der Kommunikation mit Einheimischen, insbesondere im Kontext von Schule, Markt oder Institutionen. In verschiedenen Situationen wurde deutlich, dass Englisch als gemeinsame Verständigungssprache diente, jedoch nicht immer eine differenzierte oder vertiefte Kommunikation ermöglichte. So wird etwa angemerkt: *„Obwohl man sich mit vielen Leuten auf Englisch unterhalten konnte, war es meist ein sehr oberflächlicher Austausch.“* Diese Aussage deutet darauf hin, dass trotz funktionaler Verständigung häufig das Gefühl entstand, nicht wirklich verstanden zu werden oder nicht in die Tiefe kommunizieren zu können. Missverständnisse konnten dadurch leicht entstehen. Auch in Gesprächen mit anderen Tourist*innen, bei denen Englisch die gemeinsame Sprache war, wurde deutlich, dass die

Kommunikation deutlich angenehmer und entspannter verlief als in Gesprächen mit Einheimischen. Obwohl sich auch diese Gespräche oft auf einer oberflächlichen Ebene bewegten, erschien die Distanz geringer.

Darüber hinaus kam Chichewa als lokale Sprache zum Einsatz, insbesondere unter Einheimischen. Wenn Gespräche auf Chichewa geführt wurden, war der Autor von diesen Kommunikationsvorgängen ausgeschlossen. Sprachlich ergaben sich dadurch klare Begrenzungen in Bezug auf Teilhabe und Einbindung in Gespräche.

*„Da die Student*innen fast durchgehend in Chichewa sprachen, war auch eine andere Interaktion oder ein Folgen der Gespräche schwierig.“ (Gute Zeit)*

Gleichzeitig lassen sich aus dem Bericht auch Situationen ableiten, in denen die Verwendung von Chichewa innerhalb einheimischer Gruppen eine entlastende Wirkung für den Autor hatte: So stand er in solchen Momenten nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit. Möglicherweise fühlte sich der Autor dadurch nicht mehr wie ein Fremdkörper, sondern als Teil der Gruppe.

„Die Einheimischen führten auch immer wieder Gespräche in Chichewa, was mir endlich das Gefühl nahm, im Mittelpunkt zu stehen. So fühlte ich mich das erste Mal richtig zugehörig.“ (Zugehörigkeit)

7.2.3.2 Humor – kulturelle Differenz und verbindende Momente

„Das Gelächter und die angenehme Zeit liessen mich wirklich im Moment leben [...] Die Angst vor der kommenden Zeit war zwar immer noch da, aber ich konnte gefestigter damit umgehen.“

Im Erfahrungsbericht finden sich Hinweise auf Humor als wiederkehrendes Element sozialer Begegnung. Für den Autor war gemeinsames Lachen zumeist ein positives Signal und wurde als Zeichen sozialer Integration verstanden. Es gab ihm das Gefühl, in die Situation eingebunden zu sein – unabhängig von sprachlicher Perfektion oder kultureller Nähe.

„Während ich die Vorstellungen etwas unangenehm “primitiv” aber durchaus interessant fand, war die Stimmung unter den Studierenden heiter. [...] Nicht selten hatte ich aber auch das Gefühl, dass die Freude und das Lachen auch stark von einem Auslachen kamen.“ (TTC-Präsentation)

Gleichzeitig wurden auch Momente beschrieben, in denen der Humor als befremdlich erlebt wurde, etwa wenn über Verhaltensweisen gelacht wurde, die aus seiner Sicht eher als unangemessen oder primitiv eingeordnet wurden. So konnte Lachen auch Verunsicherung hervorrufen, insbesondere wenn dessen Kontext unklar blieb oder sich nicht erschloss.

Die Unvertrautheit der Sprache erschwerte zusätzlich das aktive Einbringen humorvoller Bemerkungen, da Unsicherheiten über Wortwahl, Tonfall oder kulturelle Anschlussfähigkeit bestanden. Somit wirkte Sprache nicht nur als Filter für das Verstehen von Witzen, sondern auch als Hemmnis für das spontane Mitgestalten humorvoller Momente.

„Während der Interaktion mit den Studierenden wurde mir bewusst, dass die Sprache eine Barriere darstellt, obwohl sie alle [Englisch] beherrschen. Es ist viel schwieriger, Witze zu machen und die verschiedenen Winkel der Sprache gut zu nutzen.“ (Erster Schultag)

7.2.3.3 *Gemeinsame Aktivitäten – Interaktion durch Handeln*

Mehrfach wird im Erfahrungsbericht von Situationen berichtet, in denen soziale Interaktion weniger über Sprache als über gemeinsame Tätigkeiten stattfand. Dazu zählen beispielsweise gemeinsames Fußball-/Volleyballspielen, Gitarrenunterricht oder Gemeinschaftsspiele. Diese Aktivitäten boten Gelegenheit zur Beteiligung, auch wenn sprachliche oder kulturelle Barrieren bestanden.

In diesen Kontexten wurden Rollen und Abläufe häufig nicht explizit kommuniziert. In einigen Fällen ergaben sich dadurch Unsicherheiten über Erwartungen oder Zuständigkeiten – etwa bei der Frage, wer wo mithelfen sollte oder wie man sich in bestimmten Situationen angemessen verhält. Dennoch wird dokumentiert, dass solche gemeinsamen Handlungen häufig eine stabile Form der Teilhabe ermöglichten und durch ihre Wiederholung zur Orientierung im neuen Umfeld beitrugen. Besonders auffällig war, dass diese gemeinsamen Aktivitäten – etwa Sport, Musik oder Spiele – oft ein deutlich schnelleres Gefühl von Zugehörigkeit vermittelten als sprachliche Interaktion. Auch ohne vertiefte Gespräche wurde durch das gemeinsame Handeln ein Rahmen geschaffen, in dem sich soziale Nähe entwickeln konnte. Dies wird unter anderem durch die Aussage gestützt: *„Als wir später noch zusammen Baho spielten und mit allen zusammen in der Küche assen, fühlte ich mich das erste Mal richtig zugehörig.“* (Zugehörigkeit)

7.2.4 Privileg

Der Autor beschreibt mehrfach Situationen, in denen ihm materielle, kulturelle und historisch gewachsene Vorteile gegenüber der lokalen Bevölkerung bewusst werden. Diese privilegierte Ausgangsposition führt nicht nur zu individuellen Reflexionen, sondern bildet auch eine asymmetrische Grundlage in vielen zwischenmenschlichen Begegnungen. Die Interaktionen verlaufen dadurch häufig nicht auf Augenhöhe, sondern sind durch ein strukturelles Ungleichgewicht geprägt, das sich auf Rollenverteilungen, Erwartungen und gegenseitige Wahrnehmung auswirkt. Die folgenden Abschnitte analysieren exemplarische Stellen, in denen das Thema Privileg thematisiert wird.

7.2.4.1 *Ungleicher Wohlstand*

Bereits bei der Ankunft in Lilongwe beschreibt der Autor eine Schlüsselszene: Während im Auto auf den Geldumtausch gewartet wird, kamen bettelnde Kinder ans Autofenster. Beim Autor löste dies ein unwohles Gefühl aus:

„Ich fühlte mich privilegiert und fehl am Platz.“ (Anreise)

Diese Aussage verdeutlicht das Bewusstsein für die eigene ökonomische Überlegenheit in einem Moment, der von Hilflosigkeit und Unsicherheit geprägt ist. Die Feststellung, dass die Kinder eigentlich in der Schule sein sollten, stellt eine erste kritische Gegenüberstellung der eigenen Lebensrealität mit der, der einheimischen Bevölkerung dar. Die nachträgliche Information, dass diese Kinder aufgrund familiärer Zwänge betteln müssen und sogar als gefährlich gelten, verstärkt dieses Empfinden. Das Privileg äussert sich hier nicht nur im finanziellen Handlungsspielraum, sondern auch in der Möglichkeit, Bildung als selbstverständlich zu erleben. Auch in weiteren Situationen wurde der unterschiedliche Wohlstand als befremdlich empfunden:

„Es war krass, die Armut zu sehen, in welcher die Menschen leben. Kleine einfache Lehmhäuser, welche bereits luxuriös waren, sobald sie ein Wellblechdach besaßen.“ (Traditionelle Dörfer und Spieleabend)

7.2.4.2 *Bedient werden*

Ein weiteres Beispiel für das Erleben von Privilegiertheit ist die Beobachtung beim Frühstück in Chingalire: Der Autor und seine Begleitung wurden morgens bedient, ohne dass ihre angebotene Mithilfe angenommen wurde. Die Rollenverteilung – lokale Gastgeber*innen übernehmen die Dienstleistung, während die Gäste aus Europa konsumieren – war für den Autor unangenehm und erinnerte ihn unmittelbar an Bilder kolonialer Vergangenheit.

„Ich fühlte mich direkt komisch, da mich das Bild von dunkelhäutigen Servierenden und hellhäutigen Konsumenten direkt an Bilder aus dem Geschichtsunterricht zum Kolonialismus erinnerten.“ (Erste Erfahrungen in Chingalire)

Die Szene scheint in ihm das Gefühl auszulösen, nicht gleichberechtigt, sondern in einer historisch aufgeladenen Position der Macht zu stehen. Diese Wahrnehmung verstärkte sich durch das wiederholte Erleben, dass einfache Aufgaben nicht selbst ausgeführt werden durften. Die Asymmetrie der Interaktion – geprägt durch Hautfarbe, Herkunft und historische Zuschreibungen – wurde dadurch besonders deutlich.

Diese Reaktion lässt sich auch im Kontext westlicher Erinnerungskulturen verstehen: Der Autor wurde in einem gesellschaftlichen und bildungspolitischen Umfeld sozialisiert, in dem koloniale Machtverhältnisse zunehmend kritisch reflektiert und thematisiert werden. Der Geschichtsunterricht sowie mediale Debatten in Europa prägen heute eine Sensibilität gegenüber asymmetrischen Interaktionen, insbesondere wenn sie historisch mit Ausbeutung und Ungleichheit verknüpft sind. Diese Prägung mag mit dazu beitragen, dass bestimmte Situationen – wie das Bedientwerden durch Menschen mit dunkler Hautfarbe – unmittelbar als problematisch empfunden werden. In einem europäischen Kontext, beispielsweise in einem Schweizer Hotel, würde ein vergleichbarer Service höchstwahrscheinlich nicht dieselbe emotionale Reaktion hervorrufen. Dies verweist darauf, dass das Unwohlsein nicht allein aus der Handlung selbst, sondern aus ihrer historisch und kulturell konnotierten Rahmung entsteht.

Auch im weiteren Verlauf des Aufenthaltes zeigte sich diese Distanz immer wieder, besonders in Situationen mit verschiedenen lokalen Guides. Diese begleiteten die Gruppe während Ausflügen, kümmerten sich um organisatorische Abläufe und reichten gelegentlich Mahlzeiten oder Getränke. Was dabei auffiel, war das wiederkehrende Muster, dass die Guides zwar hilfreich und zugewandt auftraten, sich jedoch regelmässig beim gemeinsamen Essen distanzieren und zurückzogen. Sie assen entweder später, abseits oder gar nicht sichtbar – was die soziale Trennung zwischen Gästen und Begleitung weiter verstärkte. Der Autor erlebte dies nicht als persönliche Zurückweisung, sondern als Ausdruck einer stillschweigenden Rollenverteilung, die mit seinem eigenen Status als privilegierter Gast verknüpft war. Das Gefühl, nicht auf Augenhöhe zu interagieren, verstärkte sich durch solche wiederkehrenden Beobachtungen.

7.2.4.3 *Kolonialer Hintergrund*

Im Gespräch mit einer lokalen Bezugsperson erfährt der Autor, dass weisse Besucher in Malawi teilweise mit positiven Konnotationen verknüpft werden. Dieses Gespräch entstand aus einer expliziten Nachfrage an Chikondi, nachdem dem Autor und seiner Begleitung aufgefallen war, dass viele Einheimische – insbesondere Kinder – besonders erfreut auf ihre Anwesenheit reagierten. Diese Begeisterung wurde von den Besuchern zunächst mit Erstaunen wahrgenommen, da sie – geprägt durch eine europäische, kritisch geprägte Auseinandersetzung mit der Kolonialgeschichte – eher eine ablehnende oder distanzierte Haltung erwartet hätten. Vor diesem Hintergrund wollten sie von Chikondi wissen, warum eine so positive Grundhaltung gegenüber Weissen zu bestehen scheint.

„So erklärte mir Chikondi, dass ihr Schulsystem auf dem Vorbild des Britischen basiert und sie deswegen sehr dankbar sind.“ (Erste Erfahrungen in Chingalire)

Hier steht der persönliche Eindruck des Autors kontrastierend zur Aussage des Gegenübers. Während er selbst das Bedientwerden als problematisch empfindet und dabei an koloniale Machtverhältnisse erinnert wird, erlebt Chikondi die koloniale Vergangenheit in Teilen als bereichernd. Diese Gegenüberstellung macht deutlich, dass die Bewertung kolonialer Geschichte stark von der jeweiligen Perspektive abhängt. Auf der einen Seite steht die westliche, kritisch-reflektierte Auseinandersetzung mit Kolonialismus, die beim Autor zu einem Unwohlsein in Situationen asymmetrischer Rollenverteilung führt. Auf der anderen Seite äussert sich bei der einheimischen Bezugsperson eine pragmatische Haltung, die bestimmte koloniale Hinterlassenschaften – wie das Schulsystem – als Gewinn betrachtet.

7.2.4.4 *Anders gemacht*

Das Erleben von Privileg im Erfahrungsbericht ist vielschichtig und lässt sich nicht als unmittelbare Ursache von Befremdung beschreiben. Vielmehr wird deutlich, dass es die individuelle Wahrnehmung und Bewertung dieses Privilegs ist, die Irritationen und Unbehagen hervorrufen. Der Autor reflektiert nicht nur seinen materiellen und kulturellen Vorsprung, sondern auch die damit verbundenen asymmetrischen Interaktionen. Diese werden vielfach nicht als Begegnungen auf Augenhöhe erlebt, sondern durch implizite oder explizite Distanz geprägt.

Besonders auffällig ist, dass der Autor wiederholt das Gefühl hat, es sei für die Einheimischen eine Ehre, Zeit mit ihm zu verbringen – nicht etwa, weil er als Person geschätzt würde, sondern weil seine Hautfarbe und Herkunft mit Status und Bedeutung verknüpft scheinen. Diese Wahrnehmung kulminiert in Momenten wie dem Wunsch nach Fotos mit ihm oder dem Rückzug lokaler Begleiter beim Essen. Solche Erfahrungen verstärken das Gefühl, nicht als gleichwertiges Gegenüber wahrgenommen zu werden.

Auch in Situationen, die zunächst als integrativ erlebt wurden – wie etwa beim gemeinsamen Volleyballspiel – bleibt ein bitterer Beigeschmack zurück, wenn sich zeigt, dass der Autor bevorzugt wurde. Damit wird klar: Nicht das blosse Anderssein war immer befremdlich, sondern das Andersgemachtwerden – eine passive Zuschreibung von Besonderheit, die eine echte Gleichwertigkeit in der Begegnung verhinderte. Die Distanz entsteht somit weniger aus kulturellen Differenzen, sondern aus dem Umgang mit diesen Differenzen und der damit verknüpften Wahrnehmung von Privileg.

7.2.5 *Hilfsbereitschaft*

Im Anschluss an die zuvor beschriebene Erfahrung von strukturellem Privileg zeigt sich ein weiterer zentraler Aspekt des Fremdheitserlebens im Verhältnis zur erfahrenen Hilfsbereitschaft. Die in vielen Alltagssituationen erlebte Fürsorge durch Einheimische brachte dem Autor Erleichterung, aber auch Irritation. Besonders vor dem Hintergrund seiner privilegierten Ausgangsposition entwickelte sich ein Spannungsfeld zwischen Dankbarkeit und dem Gefühl ständiger Betreuung. Diese stete Begleitung – sei es beim Essen, beim Organisieren von Transfers oder bei alltäglichen Entscheidungen – wurde zunehmend als Einschränkung der eigenen Selbstwirksamkeit erlebt.

"Auf der Autofahrt erzählte sie uns, dass uns einer ihrer Kollegen auf dem Ku Chawe herumführt. Mich hat es ein wenig irritiert, vor allem weil wir nie gefragt wurden, ob wir dies überhaupt möchten." (Blackout)

„Leider führt es immer zu einem unangenehmen Gefühl des bevormundet seins, welches sich einschränkend anfühlt. Zusätzlich erschwert es die Kommunikation, weil es eine komische Distanz mit sich bringt.“ (Blackout)

Die Wahrnehmung permanenter Unterstützung mündete gelegentlich in ein Gefühl von Bevormundung. Die eigene Rolle erschien passiv, beobachtend und abhängig – ein Zustand, der mit dem Wunsch nach gleichwertiger Begegnung auf Augenhöhe kaum vereinbar war.

7.2.5.1 Ambivalenz in der Wahrnehmung von Hilfe

Der Autor beschreibt das Verhältnis zur erfahrenen Hilfsbereitschaft als ambivalent. Einerseits berichtet er von vielen positiven Erfahrungen: Die Unterstützung beim Erwerb einer SIM-Karte, das Übersetzen in überfordernden Situationen oder auch kleine Gesten wie das unerwartete Bringen einer „Pombe“-Frucht schufen Momente der Dankbarkeit und des Willkommenseins. Diese Formen der Hilfe wurden nicht eingefordert, sondern freiwillig geleistet – sie wirkten spontan, menschlich und aufrichtig.

„Während des Kochens kamen zwei Klassenkameradinnen vorbei und brachten uns Pombe [...] um diese mit uns zu essen. Es hat mich sehr gefreut, dass sie sich diese Mühe für uns gemacht haben, und gibt mir das Gefühl bei ihnen willkommen zu sein, ...“ (Wochenende)

Gleichzeitig beschreibt der Autor aber auch irritierende Erlebnisse, in denen er die Hilfestellung nicht als reinen Akt der Unterstützung verstand. Immer wieder stellt er sich die Frage, ob bestimmte Hilfen aus Eigeninitiative, sozialem Zwang oder gar mit der Erwartung einer Gegenleistung erfolgten:

„Sofort fragte ich mich wieder, was er sich davon erhofft: 'Will er einen Teil des Geldes?' 'Kann er es zu einem besseren Kurs umtauschen und gibt uns nur einen Teil zurück?'“ (Blantyre)

Solche Unsicherheiten traten besonders dann auf, wenn Hilfe ungefragt angeboten wurde und die Handlung aus Sicht des Autors keine Unterstützung benötigte.

„Nachdem er uns den Sagen umworbenen Raum zeigte (eine Besenkammer mit einem Bild von Herrn Livingstone) wollte er dafür plötzlich sehr direkt Geld. [...] es wurde von uns Geld verlangt für eine «Dienstleistung», die wir nie wollten.“ (Blantyre)

Die wiederholte Konfrontation mit dieser Form der „vorsorglichen Hilfe“ führte zur Hinterfragung der Authentizität der Begegnungen. Besonders kritisch erscheint dem Autor die Möglichkeit, dass sich bestimmte Verhaltensweisen – wie Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft oder Zurückhaltung – als Teil eines internalisierten Umgangs mit weissen Gästen etabliert haben könnten.

Durch den Erfahrungsbericht wird bemerkbar, dass es dabei gegenteilige Erfahrungen gab. In Blantyre wurde ihm beim Geldwechseln geholfen, ohne dass im Anschluss eine Gegenleistung eingefordert wurde. In der Kirche hingegen wurde nach einer kleinen Führung sehr direkt Geld verlangt. Solche Erfahrungen verstärkten beim Autor das Gefühl der Unsicherheit über die wahren Absichten hinter der Hilfsbereitschaft und die Frage, ob diese aus Gastfreundschaft oder aus stiller Erwartungshaltung heraus erfolgte.

7.2.5.2 Bedingungslos und trotzdem nicht herzlich

Ein weiterer bemerkenswerter Punkt in der Auseinandersetzung mit Hilfsbereitschaft ist die Diskrepanz zwischen den konkreten Erfahrungen spontaner Unterstützung und der gleichzeitig als zurückhaltend empfundenen Atmosphäre. Mehrfach äussert der Autor das Gefühl, dass trotz funktionierender Organisation und freundlicher Gesten keine tiefere Herzlichkeit aufkam:

„Trotz dieser Gastfreundschaft, dem langen Zusammenleben, diesem Gefühl des Willkommenseins und der guten Beziehung zu den Knaben, fehlte es mir sogar an diesem letzten Tag an Herzlichkeit.“ (Ausfall)

Diese Aussage verdeutlicht, dass Hilfe allein nicht automatisch Nähe erzeugt. Der Autor beschreibt eine Kluft zwischen äusseren Handlungen und innerer Verbundenheit. Trotz vielfacher Unterstützungsangebote und organisatorischer Hilfestellungen blieb das Gefühl aus, in eine echte persönliche Beziehung einzutreten. Die Interaktionen wirkten höflich, respektvoll – aber auch distanziert und formalisiert.

7.2.6 Kontakt Schweiz

Der fortlaufende Kontakt in die Heimat war für den Autor während des gesamten Auslandsaufenthaltes in Malawi eine wichtige Stütze. Besonders in Momenten der Unsicherheit oder Überforderung wirkte der Austausch mit vertrauten Menschen entlastend. Gleichzeitig prägte das anhaltende Vermissen sozialer Nähe sein Erleben und hielt die emotionale Verbindung zur Schweiz dauerhaft präsent.

Schon zu Beginn der Reise beschreibt der Autor, wie schwer ihm der Abschied von seiner Freundin fiel. Dieser Moment markiert den emotionalen Ausgangspunkt einer konstanten Sehnsucht, die sich wie ein roter Faden durch den Aufenthalt zieht. In der ersten Zeit wird deutlich, wie sehr er auf den Kontakt zur Schweiz angewiesen ist – nicht nur emotional, sondern auch zur eigenen Vergewisserung:

„Dass mir das Erhalten von Internet und der damit verbundenen Verbindung zu meinen Kontakten in der Schweiz sehr wichtig war, trug den Rest zu einem hohen Stresslevel bei.“ (Anreise)

In mehreren Abschnitten des Berichts schildert der Autor, dass Gespräche mit Familie oder seiner Freundin zwar stabilisierend wirken, jedoch auch Ängste und Zweifel wieder hervorrufen können. Diese Ambivalenz prägt sein Erleben: Der Kontakt lindert das Gefühl der Isolation, verstärkt aber gleichzeitig das Bewusstsein darüber, was fehlt.

„Obwohl dies (mit der Freundin sprechen) sehr guttat, merkte ich, wie in mir die Ängste und Sorgen vor den nächsten Wochen wieder anstiegen.“ (Erste Erfahrungen in Chingalire)

Auch in ruhigeren Phasen lassen sich die Gedanken an die Schweiz nicht verdrängen. Sie bleiben stets im Hintergrund präsent und verhindern, dass sich der Autor vollumfänglich auf die neue Umgebung einlässt. Das Vertraute wirkt wie ein innerer Anker, an den er sich wiederholt zurückzieht. Selbst in Momenten der Integration oder des Wohlbefindens mischt sich das Bewusstsein darüber, dass diese Erfahrung zeitlich begrenzt ist.

In diesem Zusammenhang spielt die absehbare Rückkehr in die Heimat eine zentrale Rolle. Sie macht die Fremdheitssituation für den Autor ertragbarer, weil sie immer von der Gewissheit begleitet wird, bald wieder in ein vertrautes Umfeld eintreten zu dürfen:

„Dieses Gefühl ist unangenehm und nur nicht beunruhigend, weil man weiss, dass man bald wieder in die Schweiz zurückkehrt, wo man einer Gruppe angehört.“ (Touristen)

Diese Perspektive gibt Halt, relativiert das Erleben von Ausgrenzung oder kultureller Distanz und schützt vor Überforderung. Es lässt sich jedoch vermuten, dass sie eine tiefere Auseinandersetzung mit dem Unbekannten verhindert. Die emotionale Rückbindung an das Bekannte reduziert die Offenheit gegenüber dem Neuen.

Zusammenfassend zeigt sich, dass die fortlaufende Verbindung zur Heimat für den Autor ein ambivalenter Schutzraum war: Sie half, emotionale Herausforderungen zu bewältigen, schuf aber auch eine Distanz zur gegenwärtigen Realität. Die Möglichkeit einer baldigen Rückkehr wirkte beruhigend und strukturierend – sie machte Fremdheit aushaltbar, ohne sie vollständig durchdringen zu müssen.

7.2.7 Bekannte Begleitung

Die Anwesenheit eines vertrauten Begleiters hat das Fremdheitserleben des Autors während des Auslandsaufenthaltes in Malawi wesentlich beeinflusst. Aus dem Erfahrungsbericht geht deutlich hervor, dass der gemeinsame Weg durch herausfordernde Situationen für den Autor eine zentrale Ressource darstellte. Dabei war die Begleitung sowohl emotional als auch praktisch entlastend – brachte jedoch auch Einschränkungen mit sich, die das Erleben von Fremdheit in spezifischer Weise mitprägten.

Bereits bei der Anreise zeigt sich die stabilisierende Wirkung der vertrauten Person:

„Als dann Benj zu mir in den Zug stieg, ging es etwas besser.“ (Anreise)

In einem Moment starker Verunsicherung, geprägt vom Abschied und der langen Reise, wirkt die bloße Anwesenheit des vertrauten Freundes beruhigend. Auch in praktischen Herausforderungen – wie bei der Orientierung in Lilongwe – erwies sich die Begleitung als hilfreich:

„Dabei half mir das Übersetzen von Chikondi und Ben sehr fest, mich zurechtzufinden. Gemeinsam schlugen wir uns durch die vielen Fragen und dem wilden Verkehr.“ (Anreise)

Diese gemeinsame Bewältigung von Unbekanntem stärkt das Sicherheitsgefühl und reduziert das Empfinden von Fremdheit. Auf sprachlicher Ebene fungiert der Begleiter als Übersetzer und Vertrauter, was besonders in kulturell und sprachlich überfordernden Momenten entlastend wirkt.

Auch emotional ist der vertraute Begleiter ein wichtiger Bezugspunkt. Der Autor beschreibt mehrere Situationen, in denen der Austausch mit Benj ihn stärkt und seine Gedanken ordnet:

„Auf das Drängen meiner Freundin hin öffnete ich mich mit meinen Gedanken Benjamin und es half enorm.“ (Erste Erfahrungen in Chingalire)

„Wieder einmal haben Benj und ich unsere Gedanken ausgetauscht und miteinander besprochen, wie üblich half das und ich fühlte mich verstanden.“ (Wochenende)

Besonders wichtig scheint dabei die Möglichkeit, sich in der eigenen Sprache auszudrücken:

„Für einmal ein Gespräch zu haben, ohne von irgendjemandem aus dem Dorf „betreut“ zu werden, fühlte sich sehr gut an. Vor allem, weil man es dann auch auf Schweizerdeutsch führen kann.“ (Traditionelle Dörfer und Spieleabend)

Diese Momente der sprachlichen und kulturellen Vertrautheit bieten einen Rückzugsort, der emotionale Sicherheit schafft und einen temporären Ausgleich zur ständigen Anpassungsleistung im fremden Umfeld bietet.

Gleichzeitig beschreibt der Autor auch die Kehrseite dieser vertrauten Begleitung. Die geteilte Aufmerksamkeit führte dazu, dass in manchen Momenten die Notwendigkeit, mit neuen Menschen in Kontakt zu treten, weniger gegeben war. Gerade im TTC-Alltag wurde deutlich:

„So verbringen Benj und ich nun wieder fast alle Unterrichtsstunden beieinander, um wenigstens miteinander sprechen zu können, obwohl das für eine gelungene Interaktion mit den Studenten sicher nicht förderlich ist.“ (Schulalltag)

Die gemeinsame Präsenz wirkt in diesem Kontext als zweiseitiges Schwert: Sie verringert das Gefühl der Fremdheit, hemmt jedoch gleichzeitig die Entwicklung eigenständiger Kontakte. Der Autor reflektiert, dass durch die Vertrautheit mit dem Begleiter eine gewisse Komfortzone entsteht, in der man sich seltener gezwungen sieht, neue Kontakte zu knüpfen oder sich allein auf unbekannte Situationen einzulassen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen: Die bekannte Begleitung war eine entscheidende Ressource im Umgang mit Fremdheit, Überforderung und Unsicherheit. Sie ermöglichte emotionale Stabilität, erleichterte Kommunikation und bot Rückhalt. Gleichzeitig wirkte sie als sozialer Puffer, der das Eintreten in unbekannte soziale Kontexte erleichterte – aber auch in gewissem Mass hemmte. Der Erfahrungsbericht zeichnet so ein differenziertes Bild davon, wie vertraute Beziehungen das Erleben von Fremdheit sowohl erleichtern als auch verengen können.

7.3 Zusammenfassung der Analysen und Verknüpfung zur Theorie

Die beiden vorangegangenen Tagebuchanalysen (Kap. 7.2 und 7.3) geben einen tiefen Einblick in das Erleben von Fremdheit während des Studienaufenthaltes in Malawi. In beiden Erfahrungsberichten zeigt sich, dass Fremdheit nicht nur durch äussere Gegebenheiten ausgelöst wurde, sondern vor allem durch die damit verbundenen Gefühle der Unsicherheit, Irritation, Exponiertheit und Nichtzugehörigkeit geprägt war. Im Folgenden wird dargestellt, welche Gefühle beide Autoren in spezifischen Situationen erlebten, welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede im emotionalen Erleben bestanden und wie sich diese mit den theoretischen Konzepten aus Kapitel 4 und 5 in Verbindung bringen lassen.

Ein häufig beschriebenes Gefühl in beiden Erfahrungsberichten war die Irritation angesichts ungewohnter kultureller Normen und Alltagspraxen. Die Autoren schilderten mehrfach, wie sie in Situationen gerieten, in denen vertraute Orientierungen und gewohnte Erwartungen nicht mehr griffen. Beispielsweise war der Umgang mit Zeit, Pünktlichkeit oder Planungsprozessen anders als gewohnt, was zu innerer Unruhe und Unsicherheit führte. Auch im sozialen Miteinander, etwa bei Begrüssungen, Gesprächsführungen oder Gesprächsthemen, erlebten beide eine Art Orientierungslosigkeit. Diese Erfahrungen lassen sich mit dem in Kapitel 4.1 beschriebenen Konzept des „Denken-wie-üblich“ in Verbindung bringen. In einer vertrauten Umgebung verlassen sich Menschen auf routinierte Deutungsmuster und gemeinsame kulturelle Skripte. Wenn diese nicht mehr greifen, wie es im interkulturellen Kontext häufig der Fall ist, entsteht eine kognitive und emotionale Orientierungslücke, die mit Irritation und Unsicherheit einhergeht. Die gewohnte Struktur des Alltags wird brüchig, und es ist notwendig, neue Bedeutungszusammenhänge aktiv zu erschliessen – ein Prozess, der in beiden Erfahrungsberichten als emotional herausfordernd erlebt wurde.

Ein weiterer zentraler Aspekt des Fremdheitserlebens in beiden Tagebüchern war die sprachliche Verständigung. Beide Autoren schilderten, wie sich Sprachbarrieren unmittelbar auf ihr emotionales Befinden auswirkten. Das Gefühl, sich nicht adäquat ausdrücken zu können oder den Gesprächspartner nicht vollständig zu verstehen, erzeugte Momente von Verunsicherung. Besonders in Situationen, in denen sprachliche Verständigung für Orientierung oder soziales Miteinander notwendig war, führte das eingeschränkte Sprachverständnis zu Frustration,

Hilflosigkeit und manchmal auch zu Rückzug. Eine grosse Herausforderung stellte dabei die Tatsache dar, dass in vielen Begegnungen weder die Besuchenden noch die Einheimischen die gemeinsam verwendete Sprache vollständig beherrschten. Dieses beidseitig unvollkommene Sprachverständnis erschwerte es, ein tieferes gegenseitiges Verständnis oder eine emotionale Verbindung aufzubauen. Hinzu kam, dass das plötzliche Angesprochen werden in einer Sprache, die man selbst gar nicht oder kaum versteht, schnell zu Überforderung führen konnte. In solchen Momenten fühlten sich die Autoren sprachlich ausgeliefert, isoliert oder sogar beschämt. Der Mangel an sprachlicher Kompetenz wurde als Einschränkung der Selbstwirksamkeit empfunden – man konnte nicht auf Augenhöhe kommunizieren, nicht spontan reagieren oder humorvolle, tiefere Gespräche führen. Diese Erfahrungen verdeutlichen, wie stark Sprache mit Identität und sozialer Integration verknüpft ist. Dabei zeigt sich auch ein zentraler Aspekt, der im Zusammenhang mit sprachlicher Verständigung steht. Demnach verweisen die von den Autoren beschriebenen Schwierigkeiten, etwa bestimmte Akzente zu verstehen, auf die Bedeutung von Sprachkompetenz als Voraussetzung gelingender Kommunikation. Wie in Kapitel 5.4.2 deutlich wird, liegt die Herausforderung nicht nur in der sprachlichen Anpassung der fremden Personen, sondern ebenso in der Fähigkeit der Mehrheitsgesellschaft, sich sprachlich verständlich zu machen. Nieke (2008) kritisiert in diesem Zusammenhang, dass interkulturelle Bildung lange Zeit primär auf Zweisprachigkeit der Minderheiten fokussierte, dabei aber ausblendet, dass auch die Mehrheit zur Verständigung beitragen muss. Aus dieser Perspektive lässt sich dieser Zusammenhang besonders gut nachvollziehen: Interkulturelle Erziehung zielt bei ihm nicht nur auf das Wissen über kulturelle Unterschiede ab, sondern auch auf die kommunikative Kompetenz, Differenz im Dialog auszuhalten und sprachlich zu vermitteln. Sprache ist dabei nicht nur Mittel der Verständigung, sondern auch Ausdruck kultureller Zugehörigkeit. In Momenten fehlender sprachlicher Verständigung zeigt sich, wie schwer interkulturelle Begegnung tatsächlich sein kann, wenn das gegenseitige Verstehen durch sprachliche Barrieren erschwert ist. Die Autoren erleben damit genau jene Spannung, die Nieke (2008) als zentrale Herausforderung interkultureller Bildung beschreibt – nämlich zwischen dem Wunsch nach Beziehung und der Erfahrung von Distanz aufgrund fehlender sprachlicher Anschlussfähigkeit.

Ein weiterer bedeutender Aspekt, der das Erleben von Fremdheit in beiden Erfahrungsberichten massgeblich prägte, war das ständige Bewusstsein darüber, als anders wahrgenommen zu werden. Sichtbare Merkmale wie Hautfarbe oder Kleidung führten dazu, dass sich die Autoren dauerhaft beobachtet und aus der sozialen Umgebung hervorgehoben fühlten. Diese Form der permanenten Sichtbarkeit löste Gefühle von Exponiertheit, Unbehagen und sozialer Distanz aus. Besonders in öffentlichen Räumen entstand das Gefühl, nicht anonym oder selbstverständlich Teil der Gruppe zu sein, sondern immer als „Fremder“ markiert zu werden. Das häufige Angestarrt werden oder die direkte Ansprache aufgrund des äusseren Erscheinungsbildes verstärkte dieses Empfinden zusätzlich. In solchen Momenten wurde Fremdheit nicht nur kognitiv wahrgenommen, sondern körperlich gespürt – als andauernde Differenz Erfahrung, die sich der eigenen Kontrolle entzog. Das Bewusstsein, nie völlig aufzugehen oder sich unauffällig einfügen zu können, führte zu innerem Rückzug, verunsicherte die Selbstwahrnehmung und liess die Betroffenen ihre Position im sozialen Gefüge immer wieder hinterfragen. Fremdheit wurde so zu einem alltäglichen Begleiter, nicht nur in Interaktion, sondern auch im blossen Dasein. Dabei wurde nicht nur die Tatsache, anders wahrgenommen zu werden, als belastend erlebt, sondern auch die damit einhergehenden – teils unausgesprochenen – Erwartungen. Ob diese Erwartungen tatsächlich von der lokalen Bevölkerung ausgingen oder lediglich von den Betroffenen interpretiert wurden, spielte dabei kaum eine Rolle, da die ständige Selbstbeobachtung im Spiegel der vermeintlichen Erwartungen führte zu einem Gefühl

permanenter Bewertung. Dieses Erleben lässt sich mit der Theorie aus Kapitel 4 beschreiben. Darin wird Fremdheit nicht als etwas verstanden, das allein aus dem Inneren einer Person kommt, sondern als Ergebnis sozialer Zuschreibungen und Machtverhältnisse. Das ständige Angeschaut werden, welches explizit oder implizit äusserliche Differenzmerkmale hervorhebt, wird in diesem Sinne zur performativen Herstellung von Fremdheit. Die Betroffenen erleben dadurch nicht nur soziale Distanz, sondern auch eine Einschränkung ihrer Handlungsspielräume – sie werden in eine Position gebracht, in der sie sich ihrer selbst und ihrer Wirkung auf andere ständig bewusst sind. Das in den Erfahrungsberichten beschriebene Gefühl, nie ganz aufgehen oder unauffällig sein zu können, spiegelt genau diese theoretische Perspektive wider.

Ein weiterer Aspekt, der im Zusammenhang mit dem Erleben von Fremdheit auffällt, ist die Erfahrung mit Hilfsbereitschaft im Gastland. Beide Autoren berichten davon, dass sie auf wohlwollende und unterstützende Gesten stiessen, die ihnen im Alltag Orientierung und Erleichterung verschafften. Zugleich wurden diese Situationen aber auch als ambivalent empfunden. Das Gefühl, Hilfe zu benötigen oder auf sie angewiesen zu sein, ging mit einem Verlust an Selbstbestimmung einher. In manchen Fällen erzeugte die Unterstützung ein Gefühl der Unzulänglichkeit oder der Unsichtbarkeit eigener Kompetenzen. Die empfundene Dankbarkeit mischte sich mit dem Wunsch, selbstständig handeln zu können und nicht in einer dauerhaft abhängigen Position zu verweilen. Zudem konnte die wiederholte Unterstützung auch Gedanken an mögliche Ausnutzung hervorrufen, etwa die Frage, ob Hilfe nur deshalb erfolgt, weil man etwas zurückgeben oder Erwartungen erfüllen soll. Das diffuse Gefühl von Gegenleistung oder moralischer Schuld ging mit innerem Druck einher. Dieses Spannungsfeld verweist auf das Ungleichgewicht, das entstehen kann, wenn Hilfe aus einer Position heraus geleistet wird, die nicht auf Augenhöhe liegt. Auch wenn diese Unterstützung aus Freundlichkeit oder Fürsorge geschieht, kann sie – im interkulturellen Kontext – ungewollt Machtverhältnisse reproduzieren und das Gefühl von Fremdheit verstärken. Hier zeigt sich, wie bedeutsam es ist, interkulturelle Begegnungen nicht nur als Austausch von Hilfe und Unterstützung zu verstehen, sondern auch als Raum, in dem Gleichwürdigkeit und Augenhöhe bewusst angestrebt werden müssen. Aus theoretischer Perspektive lassen sich diese Erfahrungen mit den Konzepten von Messerschmidt (2005) und Nieke (2008) verknüpfen. Messerschmidt (2005) betont, dass Machtverhältnisse in interkulturellen Begegnungen eine zentrale Rolle spielen – auch dort, wo sie subtil und gut gemeint erscheinen. Hilfe kann so zur performativen Fremdmarkierung werden, wenn sie von einer Position ausgeht, die nicht auf Augenhöhe liegt, und dabei die Autonomie der Hilfenehmenden einschränkt. Nieke (2008) wiederum hebt hervor, dass interkulturelle Erziehung nicht nur Wissen vermitteln soll, sondern auf gegenseitige Anerkennung und Machtkritik zielen muss. Er kritisiert, dass traditionelle Konzepte zu lange auf Anpassung der Minderheiten fokussiert waren, ohne die Verantwortung der Mehrheit für eine gleichwertige Beziehung zu betonen. In diesem Sinne offenbaren die beschriebenen Hilfeerfahrungen, wie notwendig es ist, interkulturelle Beziehungen kritisch auf asymmetrische Strukturen zu reflektieren – auch und gerade in Situationen, die als fürsorglich oder unterstützend intendiert sind.

Dass für unterschiedliche Personen nicht die gleichen Aspekte belasten, zeigt sich deutlich im Umgang mit dem Kontakt zur Schweiz während des Aufenthaltes. Während Autor A den physischen und kommunikativen Abstand zur Heimat als wenig belastend empfand, schilderte Autor B diese Distanz als emotionale Herausforderung. Immer wieder traten Gedanken an die Familie, die vertraute Umgebung und die bevorstehende Rückkehr in den Vordergrund. Für ihn war die physische Abwesenheit aus der Schweiz eng mit einem Gefühl der inneren Unruhe und zerrissenen Aufmerksamkeit verbunden. Dieses Bedürfnis nach Kontakt und das

gleichzeitige Gefühl von Abwesenheit trugen bei Autor B zu einem verstärkten Erleben von Fremdheit bei – nicht nur in Bezug auf die neue Umgebung, sondern auch auf das Gefühl, zwischen zwei Welten zu stehen. Dieses Beispiel verdeutlicht, dass Fremdheitserfahrungen nicht nur kontextuell bedingt sind, sondern auch stark von individuellen Bedürfnissen, Bindungen und emotionalen Ressourcen abhängen.

Ein weiterer aufschlussreicher Aspekt im Zusammenhang mit dem Erleben von Fremdheit ist die Interaktion mit anderen Reisenden. Diese nahmen in den Tagebüchern eine Zwischenposition ein – sie waren weder Teil der lokalen Bevölkerung noch vollständig fremd, da sie wie die Autoren selbst von aussen kamen. Allerdings wurden sie nicht per se als eine gemeinsame Gruppe wahrgenommen, sondern unterschieden sich untereinander teils stark – durch Herkunft, Sprache, Auftreten oder Verhalten. Auch wenn sie aus unterschiedlichen Ländern und somit kulturellen Kontexten stammten, vermittelten sie dennoch eine gewisse Vertrautheit, etwa durch ähnliche Privilegien als Reisende, vergleichbare Lebensweisen oder geteilte Referenzrahmen. Gerade diese Zwischenstellung machte die Begegnungen mit ihnen besonders interessant. Einerseits boten sie punktuelle Nähe oder Verständnis, das in der lokalen Bevölkerung nicht selbstverständlich vorhanden war. Andererseits wirkten sie häufig wie Spiegelbilder westlicher Erwartungen und Verhaltensmuster, die sich in deutlichem Kontrast zur lokalen Realität zeigten. In Gesprächen mit den Reisenden wurde Fremdheit daher nicht nur als Differenz zur lokalen Kultur, sondern auch als Reflexion der eigenen Herkunft sichtbar. Manche Begegnungen mit Reisenden erzeugten Unbehagen, etwa wenn stereotype Haltungen oder distanzierter Konsumtourismus erkennbar wurden. In solchen Momenten verschärfte sich das Bewusstsein darüber, selbst Teil einer privilegierten Besuchergruppe zu sein, ohne sich mit deren Haltung identifizieren zu wollen. Diese Erfahrung des „Fremdseins unter vermeintlich Vertrauten“ verdeutlicht, dass auch innerhalb scheinbar ähnlicher Rollen Differenz, Abgrenzung und kritische Selbstverortung stattfinden können. Die Reisenden wurden damit zu einer Art Zwischenraum – sie machten deutlich, dass Fremdheit nicht nur zwischen Kulturen, sondern auch innerhalb von Zugehörigkeiten entstehen kann.

Trotz der Vielzahl an thematischen Überschneidungen zwischen Theorie und den Tagebuchanalysen zeigen sich auch Bereiche, die in der Theorie ausführlich behandelt werden, im Erfahrungsbericht jedoch kaum oder gar nicht zur Sprache kommen. So finden sich beispielsweise in den Theoriekapiteln 4 und 5 deutliche Hinweise auf strukturelle oder institutionelle Dimensionen von Fremdheit – etwa durch Benachteiligung im Bildungssystem, durch rechtliche Rahmenbedingungen oder durch soziale Ungleichheit (z.B. Leggewie & Zifonun, 2010; Schneider, 2011). In den Tagebuchanalysen hingegen bleibt diese Ebene weitgehend unberücksichtigt. Ein möglicher Grund dafür liegt im Beobachtungsschwerpunkt der Berichte. Die Reflexion konzentriert sich auf persönliche Erlebnisse und zwischenmenschliche Begegnungen, weniger auf formale Strukturen. Zudem berichten die Autoren zwar davon, aufgrund ihrer Herkunft als „anders“ wahrgenommen worden zu sein, jedoch war diese Wahrnehmung in vielen Fällen nicht negativ konnotiert. Vielmehr lässt sich vermuten, dass sie von einem eher positiv belegten Bild westlicher Herkunft profitierten. Es kam zu neugierigen, teils bewundernden oder bevorzugenden Reaktionen seitens der lokalen Bevölkerung, was zu einer Form von „positiver“ Fremdmarkierung führte. Insofern wurde Fremdheit hier zwar erlebt, aber nicht in Form von sozialer Abwertung oder Ausschluss, wie es in vielen theoretischen Modellen etwa im Kontext von Migration oder struktureller Diskriminierung beschrieben wird. Diese privilegierte Fremdposition könnte mit ein Grund dafür sein, dass Aspekte institutioneller Benachteiligung im Alltag der Autoren nicht ins Gewicht fielen oder als solche nicht wahrgenommen wurden.

Ebenso werden tiefgreifende interkulturelle Wertekonflikte, wie sie etwa Nieke (2008) beschreibt – etwa im Zusammenhang mit Religion, Geschlechterrollen oder Bildungsvorstellungen – nur am Rande thematisiert. Zwar tauchen Irritationen über Alltagsnormen auf, doch sie werden eher als punktuelle Herausforderungen, denn als ethische Dilemmata reflektiert. Möglicherweise liegt dies daran, dass eine tiefere Auseinandersetzung mit solchen Konflikten Zeit, Distanz oder auch gezielte Fragestellung erfordert, die im Rahmen des Tagebuchschreibens (noch) nicht gegeben war.

Auch Theorien wie jene von Berry (1984, zitiert nach Florack, 2000), die sich mit Akkulturationsstrategien und deren bewusster Reflexion beschäftigen, sind in den Erfahrungen selten und werden maximal angeschnitten. Zwar lassen sich Tendenzen zur Abgrenzung oder Anpassung erkennen, doch werden sie nicht ausdrücklich benannt oder affektiv eingeordnet. Dies könnte darauf hinweisen, dass solche Prozesse weniger bewusst, sondern vielmehr intuitiv oder situativ ablaufen.

Diese Beobachtungen verdeutlichen, dass Fremdheit sich in der gelebten Erfahrung oft anders zeigt als in der Theorie – und dass gerade das subjektive Erleben neue Perspektiven eröffnet, zugleich aber auch theoretische Leerstellen offenlässt.

Insgesamt zeigen die Erfahrungen beider Autoren, dass das Erleben von Fremdheit ein dynamischer, vielschichtiger und zutiefst emotionaler Prozess ist. Die Reflexion dieser Gefühle erlaubt nicht nur einen tieferen Einblick in individuelle Erfahrungen, sondern bietet auch eine wertvolle Grundlage für die pädagogische und theoretische Auseinandersetzung mit interkultureller Bildung und Inklusion.

8 Fazit

In diesem Kapitel wird ein Fazit über die gesamte Arbeit gezogen. Dafür wird zuerst die Leitfrage beantwortet, anschliessend die Methodik kritisch reflektiert und zum Schluss ein Ausblick für weiterführende Arbeiten dargelegt.

8.1 Beantwortung der Leitfrage

Im Zentrum dieser Arbeit stand die Frage: „Wie fühlt es sich an, fremd zu sein, und inwiefern kann sich das Lernfeld der Interkulturalität positiv auf den Primarschulunterricht im Zyklus 2 auswirken?“ Im Folgenden wird ein Fazit zur ersten Teilfrage gezogen: «Wie fühlt es sich an, fremd zu sein?»

Die Analyse der Tagebucheinträge sowie ihre theoretische Einbettung zeigen: Fremdheit ist ein subjektives Erleben, geprägt von Irritation, Verunsicherung und dem Gefühl der Nichtzugehörigkeit. Besonders deutlich wurde, dass Fremdsein nicht allein durch kulturelle oder sprachliche Unterschiede entsteht, sondern vor allem durch die Konfrontation mit alltäglichen Handlungsmustern, die einem selbst nicht vertraut sind – und von der Umgebung dennoch als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Zugleich wurde klar, dass Fremdheitserfahrungen nicht nur aus der Innenperspektive entstehen, sondern wesentlich durch Verhalten und Zuschreibungen der Umgebung geprägt werden. Diese Fremdmachung geschieht oft subtil und unbewusst – etwa durch übertriebene Aufmerksamkeit, bevormundende Hilfsangebote oder nonverbale Signale der Ausgrenzung. Besonders belastend empfanden die Autoren Situationen, in denen die eigene Autonomie eingeschränkt war. In solchen Momenten entstand ein Gefühl von Abhängigkeit. Es wurde deutlich, dass die Möglichkeit zur verständlichen Kommunikation ein zentraler Schlüssel ist, um Bedürfnisse zu artikulieren und soziale Beziehungen auf Augenhöhe zu gestalten. Fremdsein fühlt sich aber nicht nur negativ an – es birgt auch Chancen. Es kann zur Reflexion anregen, den Erfahrungshorizont erweitern und eine bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen kulturellen Prägung fördern. Damit diese Potenziale wirksam werden, braucht es nicht nur ein Gegenüber, das Offenheit zeigt und Zugehörigkeit nicht infrage stellt – auch die fremde Person selbst muss bereit sein, sich auf Unbekanntes einzulassen und aktiv auf das Gegenüber zuzugehen. Erst wenn beide Seiten zur Verständigung beitragen, kann Fremdheit in eine produktive und bereichernde Erfahrung verwandelt werden.

Im Anschluss wird die zweite Teilfrage in den Blick genommen: «Inwiefern kann sich das Lernfeld der Interkulturalität positiv auf den Primarschulunterricht im Zyklus 2 auswirken?» Dabei werden zentrale Erkenntnisse der Arbeit zusammengeführt und im Hinblick auf konkrete Herausforderungen und Möglichkeiten schulischer Praxis reflektiert.

Die beschriebenen Fremdheitserfahrungen zeigen, wie tiefgreifend das Gefühl der Nichtzugehörigkeit sein kann – besonders, wenn Kommunikation scheitert, Routinen irritieren oder man ständig über das eigene Anderssein definiert wird. Für den Unterricht im Zyklus 2 lassen sich daraus zentrale pädagogische Impulse ableiten. Sie fordern einen bewussten Umgang mit Differenz – und ein Bildungssystem, das Kindern nicht nur das „Verstandenwerden“, sondern auch Teilhabe und Selbstwirksamkeit ermöglicht.

Als erste zentrale Erkenntnis wurde deutlich, dass Fremdheit nicht immer benannt oder betont werden muss, um bearbeitet zu werden. Im Gegenteil – viele Formen der Ausgrenzung entstehen dort, wo gut gemeinte Aufmerksamkeit zur ständigen Markierung wird. Das zeigte sich etwa in Situationen, in denen wir ungefragt Hilfe bekamen. Für den Unterricht bedeutet das,

dass Hilfe nicht mit Bevormundung verwechselt werden darf. Kinder müssen darin bestärkt werden, ihre Bedürfnisse selbst zu artikulieren – auch wenn die Sprache dabei noch nicht ganz korrekt ist. In unserem Beispiel wird der Wert eines Sprachunterrichts deutlich, der Minderheits- und Mehrheitsgruppen gleichermaßen fördert. Dies trifft zum Teil auch auf die Situation in der Schweiz zu. Da die gemeinsame Sprache hier oft die Muttersprache der Mehrheitsgruppe ist, erscheint es allerdings logisch, dass die Minderheitsgruppe eine stärkere Sprachförderung erhält, beispielsweise im Rahmen des DaZ-Unterrichts. Daraus ergibt sich auch eine zweite zentrale Herausforderung, denn eingeschränkte Autonomie bedeutete zusätzlich, dass unser eigenes Wissen und Können übergangen wurde und Beteiligung auf Augenhöhe ausblieb. Im schulischen Kontext bedeutet Teilhabe somit mehr als nur physische Anwesenheit im Klassenzimmer. Sie bedeutet, nicht nur zuzuhören, sondern gehört zu werden – und mitentscheiden zu können. Kindern muss also nicht ungefragt geholfen werden – vielmehr brauchen sie Unterstützung und Freiräume, die echte Teilhabe ermöglichen. In einem inklusiven Unterricht werden alle Kinder als kompetente Subjekte anerkannt, auch wenn sie sich von der Mehrheitsgruppe unterscheiden. Wenn Kinder nicht nur empfangen, sondern auch gestalten dürfen, kann Schule ein Ort sein, an dem sich auch diejenigen als zugehörig erleben, die sich (noch) fremd fühlen.

Ein weiterer wichtiger Aspekt betrifft den Perspektivwechsel. In der Reflexion unserer Erlebnisse wurde deutlich, dass dieser beidseitig zu wenig ausgeprägt war. Kinder im Zyklus 2 sind sehr wohl in der Lage, sich in andere hineinzusetzen. Geschichten, Rollenspiele oder die gemeinsame Analyse von Alltagssituationen – etwa: Wer darf bestimmen? Wer kommt zu Wort? – können Räume öffnen, in denen Fragen der Gerechtigkeit, Zugehörigkeit und Anerkennung verhandelt werden. Nicht durch Moralisieren, sondern durch Erleben.

Nicht zuletzt zeigen die Erfahrungen, wie wertvoll Ambiguitätstoleranz ist – also die Fähigkeit, Uneindeutigkeit auszuhalten. Fremdheit war für uns nicht nur negativ. Sie irritierte, regte aber auch an, stellte Vertrautes infrage und eröffnete neue Denkweisen. Auch für Kinder kann das Erleben von Differenz eine wichtige Ressource sein – sofern sie damit nicht allein gelassen werden. Lehrpersonen können hier als Vorbilder wirken, indem sie nicht mit „richtigen“ Antworten agieren, sondern eine Haltung zeigen, die Ungewissheit zulässt, Fragen aushält und Vielfalt nicht vorschnell einordnet.

Auf diese Weise kann das Lernfeld Interkulturalität nicht nur zur Verständigung, sondern auch zur Bildung im eigentlichen Sinn beitragen, indem es die Entwicklung von Urteilsfähigkeit, Empathie und Verantwortungsgefühl fördert. Entscheidend dafür ist eine inklusive Haltung – sowohl auf Seiten der Institution als auch auf Seiten der einzelnen Lehrperson. Inklusive Pädagogik ist keine Methode, sondern ein grundlegendes Verständnis von Bildung. Sie begreift Vielfalt als Normalfall und gestaltet die Schule so, dass alle Kinder – unabhängig von ihrer Herkunft oder Sprache – teilhaben und mitgestalten können. Dies ist besonders im Zyklus 2 eine zentrale Aufgabe – und eine Chance –, da sich in dieser Phase Weltbilder und Selbstkonzepte formen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Fremdsein eine Erfahrung ist, die tief verunsichern, aber auch verändern kann – wenn Schule diese Erfahrung ernst nimmt und sich als Ort begreift, der nicht auf Anpassung zielt, sondern auf Begegnung, Teilhabe und gegenseitiges Lernen.

8.2 Fazit der Methodik

Die Auseinandersetzung mit dem Thema Fremdsein auf Basis von Tagebucheinträgen erwies sich als sinnvoller methodischer Zugang. Die subjektive Innensicht ermöglichte eine emotionale und alltagsnahe Perspektive auf Phänomene, die in theoretischen Texten oft abstrakt bleiben. Die Tagebücher halfen dabei, theoretische Konzepte nicht nur nachzuvollziehen, sondern konkret einzuordnen, zu bestätigen oder kritisch zu hinterfragen. Widersprüche in der Literatur konnten durch den Abgleich mit konkreten Erfahrungen oft als produktive Spannungsfelder erkannt werden. So trug der methodische Zugang zur vertieften Auseinandersetzung mit interkulturellen Themen bei.

Darüber hinaus ermöglicht die Methode einen Einblick in Fremdheitserfahrungen aus einer Innensicht, wie sie in der herkömmlichen Literatur – oft aus Perspektive der Mehrheitsgesellschaft – selten vorkommt. Dies schafft einen reflexiven Zugang zur Thematik, der besonders für angehende Lehrpersonen wertvoll sein kann. Die Erkenntnisse fördern die Fähigkeit zur Perspektivübernahme und sensibilisieren für eigene Normalitätsannahmen.

Gleichzeitig sind die Grenzen der Methode klar zu benennen. Die Fremdheitserfahrungen waren zeitlich begrenzt und freiwillig gewählt. Als gesellschaftlich privilegierte Personen konnten wir diese Erfahrung jederzeit abbrechen. Eine strukturelle Fremdzuschreibung, wie sie Menschen mit Migrations- oder Fluchterfahrung häufig erleben, ist damit nicht vergleichbar. Unsere Erkenntnisse dürfen deshalb nicht mit dauerhaft erlebter Fremdheit gleichgesetzt werden und beanspruchen keine Allgemeingültigkeit. Zudem wurden nur zwei Berichte analysiert – jeweils von einer Person, die den Erfahrungsbericht des anderen interpretiert hat. Dadurch fehlte ein Abgleich mehrerer Sichtweisen auf denselben Text, wie es im Sinne der Gütekriterien üblich ist. Die geringe Fallzahl und die einseitige Analyse reduzieren die Perspektivenvielfalt und schränken die Objektivität der Ergebnisse deutlich ein. Subjektivität war zwar methodisch gewollt, doch ohne zusätzliche Vergleichsperspektiven bleibt die Aussagekraft im wissenschaftlichen Sinne begrenzt.

Trotz dieser Begrenzungen liegt im methodischen Zugang eine wichtige Chance, denn er bietet eine niedrighschwellige, erfahrungsbasierte Annäherung an ein komplexes Thema. Gerade weil er nicht objektiv, sondern persönlich und subjektiv ist, kann er Lern- und Reflexionsprozesse anstossen – bei den Forschenden selbst und in der pädagogischen Praxis. Die Methode ersetzt keine systematische Analyse gesellschaftlicher Machtverhältnisse, ergänzt sie aber um eine für die Praxis zentrale Dimension: die Fähigkeit zur Selbstreflexion und zur ernst gemeinten Perspektivübernahme.

8.3 Anschliessende Forschungsperspektiven

Die vorliegende Arbeit hat gezeigt, dass subjektive Fremdheitserfahrungen wichtige Impulse für die pädagogische Praxis und die interkulturelle Bildungsforschung liefern können. Gleichzeitig wurde deutlich, dass die Aussagekraft aufgrund der geringen Fallzahl, der Situation als privilegierte Fremde und der fehlenden Unabhängigkeit der Auswertung begrenzt ist. Eine Weiterführung des Forschungsvorhabens kann genau hier ansetzen.

Ein naheliegender Schritt wäre die Ausweitung auf eine grössere, diversere Stichprobe. Dabei könnten konkrete Forschungsfragen in den Blick genommen werden, etwa: Wie erleben Menschen mit unterschiedlichen sozialen Positionierungen Fremdheit im schulischen Alltag – und welche Rolle spielen dabei Sprache, sichtbare Merkmale oder Zuschreibungen durch Lehrpersonen? Durch vergleichende, qualitative Studien könnten typische Muster sichtbar gemacht

werden. Der Fokus auf einzelne Differenzdimensionen – wie Herkunft, Hautfarbe, Gender oder sozioökonomischer Status – wäre dabei ebenso denkbar wie multiperspektivische Designs.

Zugleich erscheint es Forschungspolitisch und bildungspolitisch zentral, die Perspektive von Kindern stärker zu berücksichtigen, die von gesellschaftlicher Fremdzuschreibung betroffen sind. Qualitative Erhebungsverfahren wie Fototagebücher, partizipative Interviews oder kreative Ausdrucksformen (z. B. Comics, Rollenspiele, Theater) könnten genutzt werden, um zu erfassen, wie sie Zugehörigkeit erleben, was sie als ausschliessend empfinden – und welche Formen von Anerkennung ihnen wichtig sind. Forschungsleitend wäre hier beispielsweise die Frage: «Welche Strategien entwickeln Kinder im Umgang mit Fremdheit – und wie werden diese von der Schule aufgenommen oder übersehen?»

Auch in der Lehrpersonenbildung eröffnet sich weiteres Potenzial. Die Tagebuchmethode und andere erfahrungsbasierte Formate könnten gezielt in Ausbildungs- oder Weiterbildungssettings integriert werden, um Reflexionsprozesse anzustossen. Dabei wäre es besonders interessant zu untersuchen, wie solche Methoden das pädagogische Handeln langfristig beeinflussen – etwa im Hinblick auf inklusive Haltung, Ambiguitätstoleranz oder den Umgang mit Differenz. Eine Kombination aus qualitativer Erhebungsmethodik (z. B. Reflexionsportfolios) und längerfristiger Begleitforschung wäre hier denkbar.

Insgesamt zeigen sich konkrete und vielversprechende Perspektiven, um die in dieser Arbeit gewonnenen Einsichten weiterzuentwickeln. Entscheidend ist dabei nicht nur die methodische Ausweitung, sondern auch die konsequente Ausrichtung an den Stimmen und Erfahrungen derjenigen, für die Schule als Ort von Zugehörigkeit oder Ausgrenzung eine besonders prägende Rolle spielt.

9 Literaturverzeichnis

- von Dewitz, N. & Massumi, M. (2017). Schule im Kontext aktueller Migration. Rechtliche Rahmenbedingungen, schulorganisatorische Modelle und Anforderungen an Lehrkräfte. In N. McElvany, A. Jungermann, W. Bos & H.G. Holtappels (Hrsg.), *Ankommen in der Schule: Chancen und Herausforderungen bei der Integration von Kindern und Jugendlichen mit Fluchterfahrung* (S. 27–40). Waxmann Verlag.
- Dumont, H., Maaz, K., Neumann, M. & Becker, M. (2014). Soziale Ungleichheiten beim Übergang von der Grundschule in die Sekundarstufe I. Theorie, Forschungsstand, Interventions- und Fördermöglichkeiten. Springer : Wiesbaden. <https://doi.org/10.25656/01:12370>
- Flick, U. (2020). Gütekriterien qualitativer Forschung (Springer Reference). In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 2: Designs und Verfahren* (2., erweiterte und überarbeitete Auflage., S. 247–263). Wiesbaden: Springer.
- Florack, A. (2000). *Umgang mit fremden Kulturen*. Springer.
- Gogolin, I. & Krüger-Potratz, M. (2010). *Einführung in die interkulturelle Pädagogik* (Band 8246). Utb.
- Leggewie, C. & Zifonun, D. (2010). Was heisst Interkulturalität? *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik*, 1(1), 11–32. transcript Verlag.
- Leggewie, C. & Zifonun, D. (2015). Was heisst Interkulturalität? *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik*, 1(1), 11–32. <https://doi.org/10.14361/zig.2010.0103>
- Mayring, P. (2015). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* (Beltz Pädagogik, 12., überarb. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Mayring, P. (2020). *Qualitative Forschungsdesigns* (Springer Reference). In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 2: Designs und Verfahren* (2., erweiterte und überarbeitete Auflage., S. 3–17). Wiesbaden: Springer.
- McElvany, N., Jungermann, A., Bos, W. & Holtappels, H. G. (2017). *Ankommen in der Schule: Chancen und Herausforderungen bei der Integration von Kindern und Jugendlichen mit Fluchterfahrung*. Waxmann Verlag.
- Messerschmidt, A. (2005). Befremdungen - oder wie man fremd wird und fremd sein kann. In P. Schreiner, U. Sieg & V. Elsenbast (Hrsg.), *Handbuch interreligiöses Lernen* (S. 217–228). Gütersloh: Gütersloher Verl.-Haus.
- Mey, G. & Mruck, K. (Hrsg.). (2020). *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 2: Designs und Verfahren* (Springer Reference) (2., erweiterte und überarbeitete Auflage.). Wiesbaden: Springer.
- Nieke, W. (2008). *Interkulturelle Erziehung und Bildung: Wertorientierungen im Alltag* (Schule und Gesellschaft) (3., aktualisierte Aufl.). Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften.
- Obermoser, S. (2022). Diversität – Chancen und Herausforderungen. *HiBiFo – Haushalt in Bildung & Forschung*, 11(2), 95–106. <https://doi.org/10.3224/hibifo.v11i2.08>
- Scheele, B. & Groeben, N. (2010). Dialog-Konsens-Methoden. In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S. 506–523). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92052-8_36

Scheele, B. & Groeben, N. (2020). Dialog-Konsens-Methoden (Springer Reference). In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 2: Designs und Verfahren* (2., erweiterte und überarbeitete Auflage., S. 337–355). Wiesbaden: Springer.

Schneider, T. (2011). Die Bedeutung der sozialen Herkunft und des Migrationshintergrundes für Lehrerurteile am Beispiel der Grundschulempfehlung. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 14(3), 371–396. <https://doi.org/10.1007/s11618-011-0221-4>

Schütz, A. (1972). Der Fremde: Ein sozialpsychologischer Versuch. *Gesammelte Aufsätze: II Studien zur soziologischen Theorie*, 53–69. Springer.

Strasser, U. (2006). Eine Schule für alle: Integration und Inklusion auch in der Schweiz? Eine Standortbestimmung: Urs Strasser. *Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik*, (3), 6–14.

Wagner, U. & Wagner, J. (2017). Sozialpsychologische Erkenntnisse für die Arbeit in multikulturellen Klassenzimmern. In N. McElvany, A. Jungermann, W. Bos & H.G. Holtappels (Hrsg.), *Ankommen in der Schule: Chancen und Herausforderungen bei der Integration von Kindern und Jugendlichen mit Fluchterfahrung* (S. 57–68). Waxmann Verlag.

10 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1. Gruppenfoto im Chingalire Village (eigene Aufnahme)..... 1

11 Anhang

11.1 Tagebuch A

Anreise

Wir haben gerade die Anreise hinter uns. Wir haben ungefähr einen ganzen Tag für von Tür zu Tür zu kommen, also das heisst für mich von Biel aus dem Haus zu gehen, den Bus und anschliessend den Zug bis an den Genfer Flughafen zu nehmen. Anschliessend haben wir das Flugzeug von Genf nach Addis Abeba in Äthiopien genommen, dort versuchen einige Stunden in einer Flughafenhalle zu schlafen und danach den nächsten Flieger nach Lilongwe in Malawi zu nehmen. Dieser hat eine Zwischenlandung im Kongo gemacht, da mussten wir aber nicht aussteigen. Am Flughafen wurden wir von Ben und zwei seiner Helfer (Mavis und Chikonda) in Empfang genommen. Mit ihnen haben wir auf einem Parkplatz eine SIM-Karte organisiert und Geld gewechselt. Schliesslich sind wir zum Chingalire gefahren und endlich in unserem Zuhause für die nächsten 6 Tage angekommenen.

Ich hatte eigentlich sehr wenige Erwartungen und generell eine grosse Vorfreude. Am meisten Respekt hatte ich vor den Interaktionen mit den Menschen von Malawi. Ich stelle es mir sehr anstrengend vor, sich im Hinterkopf zu fragen, wieso die Menschen mit dir Interagieren. Haben sie noch Hintergedanken?

Ich muss sagen, bereits am Flughafen habe ich mich ein bisschen in einer anderen Welt gefühlt. Die Menschen, die am Montagabend einen Flug nehmen, sehen für mich so fern aus. Eine Familie hat MC Donalds gegessen und anschliessend alle Papiere und Abfallreste verstreut auf dem Tisch liegen gelassen. Das hätte ich mir selbst nie vorstellen können. Weiter gab es diverse kleine Vorfälle während der Flugdauer: schick gekleidete Menschen, welche Fotos machten; stets hätte es mich interessiert, was die anderen Menschen gerade machen, wieso/wohin sie gehen; bei der Einreise haben wir bereits den ersten Malawier*innen, dem wir begegnen bestochen (Impfausweis von Michi vorherige Impfungen nicht genau aufgeführt) ...

Der nächst Moment war der Parkplatz zum Geld tauschen. Wir mussten, währen dem Geld-Tausch im Auto warten und dabei sind immer wieder Kinder ans Auto getreten und haben gebettelt. Für mich war diese Situation sehr anspruchsvoll; auf der Fahrt zum Parkplatz habe ich voller Neugier und Freude aus dem Auto geschaut, aber danach habe ich gemerkt, dass ich mich sehr ausgelaugt gefühlt habe. Wir haben diese Kinder mehr oder weniger einfach ignoriert und auch die Einheimischen haben nur 1–2-mal gesagt sie sollen gehen. Ich glaube, genau das war für mich der Ausschlaggebende Punkt: In so einer privilegierten Position zu sein nichts zu machen. Für mich hat sich das wie ein aktives nicht-hinschauen und Augenverschliessen angefühlt. Mir ist bewusst, dass ich mit meinen Mitteln und auch in dieser Situation nicht verbessert oder eventuell sogar negativen Einfluss gehabt hätte, aber ich habe mich trotzdem sehr fehl am Platz gefühlt.

Erste Erfahrungen (12.02.2025)

An unserem ersten vollen Tag im Chingalire Village haben wir eine Führung des ganzen Dorfes erhalten. Die Führung haben die drei Praktikantinnen (Brenda, Maevis und Fusona) und der Manager (Chikondi) gemacht. Dabei haben wir einen Spaziergang zum sogenannten «Quartier Paradise», dort hatten wir unsere erste «Chichewa Lektion». Für uns war die Aneinanderreihung von Konsonanten ein Problem bei der Aussprache und beim Einprägen der Wörter. Gewisse Wörter waren schwierig zu behalten, weil ich die töne nicht richtig

differenzieren konnte. Auf dem Weg haben wir Small-Talk geführt, dabei ist mir Aufgefallen, wie sehr wir das Gegenüber auf die Kultur reduzieren. Wir mussten Sachen über die Schweiz beantworten, welche wir selbst nicht machen oder gar nicht viel darüber wussten, und andersrum haben wir auch Sachen generell über Malawi gefragt.

Ich hatte das Gefühl, dass wir uns dabei eigentlich gut verstanden haben und haben anschließend auch in der Küche beim Zubereiten geholfen/danebengestanden. Beim Essen danach ist dann aber irgendwie wieder eine Distanz aufgekommen. Es hat nur noch eine Person mit uns gegessen und die anderen haben in der Küche gegessen. Das hat sich bei allen Mahlzeiten etwas durchgezogen, es ist immer eine Person mit uns am Essen und dabei wechseln sie sich jeweils ab. Mich interessiert es, wieso das so ist, haben sie das Gefühl es muss für uns immer jemand da sein? Es ist für mich aber schwierig das anzusprechen. Generell wollen sie sich auch sehr wenig helfen lassen und es fühlt sich immer etwas danach an, als würden sie uns servieren. Das ist mir sehr unangenehm. Ich mag es schon in der Schweiz nicht gerne, wenn mich andere bedienen und ich nichts helfen kann und hier ist es noch viel komischer mit dem Hintergrund der Kolonialisierung.

Am Nachmittag wurden uns von einer Tänzergruppe aus Jugendlichen aus den umliegenden Dörfern verschiedene traditionelle Tänze vorgeführt. Auf der einen Seite fand ich es super interessant und eine Ehre, dass mit uns ein Teil ihrer Kultur geteilt wurde – Ich wusste teilweise nicht, dass sich der Körper so bewegen konnte – und wir haben selbst einen kleinen Tanz gemacht und durften uns an zwei traditionellen Spielen probieren. Auf der anderen Seite hat es sich ein bisschen nach einem Zoo Besuch angefühlt. Wir waren zuerst nur zu zweit mit unseren Begleitern (Hilfe als Übersetzen) als Zuschauer und es hat sich fest nach einer Darstellung nur für uns angefüllt. Im Verlauf sind dann einige Leute aus dem Dorf zum Zuschauen gekommen. Einige der Themen in den Tänzen haben sich für mich auch etwas falsch/veraltete Werte angefühlt: Mann sucht Frau > eine kann ihn nicht befriedigen, Hausarbeiten (Tanz nur für Frauen), Krieg. Die Separation, dass einige Tänze «für Frauen» sind und andere für Männer hat dabei nicht geholfen. Anschließend haben wir uns den Tänzer*innen gegenüber gesetzt und konnten uns gegenseitig Fragen stellen. Dies hat sich nun nach einem gegenseitigen Zoo angefühlt. Die Tänzer*innen waren teilweise sehr schüchtern und getrauten sich kaum Frage zu stellen und dann auch meist nur über das Leben in der Schweiz und wir konnten schlecht auf Individuen eingehen, wenn wir gegenüber von 20 Jugendlichen sitzen. Anschließend haben wir ein gemeinsames Fussballspiel gespielt. Das war wiederum ein sehr spannendes Erlebnis. Da hat die Herkunft wiederum keine Rolle gespielt und sowohl Mann wie auch Frau haben mitgespielt. Wir konnten sogar den Chief (Ben) überreden zum Mitmachen. Die Stimmung war sehr supportiv und es wurde auch bei einem Fehler nicht kritisiert.

Beim Zubereiten vom Abendessen durften wir wieder dabei sein. Dabei hatte ich ein überraschendes Gespräch über die «Frauenrolle». In Malawi entschieden die Frauen aus einem Dorf, wer der nächste Häuptling wird und es gab auch schon eine Frau als Präsidentin und trotzdem ist die Bildungsrate bei Frauen tiefer als bei Männern. Nach diesen beiden Situationen der «Integration» ist dann beim Abendessen wieder die bereits angesprochene Situation der Trennung entstanden. Immerhin konnten wir sie danach überzeugen, dass wir den Abwasch machen.

13.02.2025

Heute konnten wir einen Besuch in einer Primarschule von Malawi machen. Michael und ich waren an zwei separaten Schulen. Am Anfang kam es mir vor, als wüssten die Lehrer*innen nicht genau was mit mir anfangen und es machte den Eindruck, als wurde nur kommuniziert, dass jemand kommt, aber es hatte sich niemand überlegt, wie das Aussehen wird oder etwas geplant hat. Ich konnte in verschiedenen Fächer und Klassen hineinschauen. Sollte dann auch immer noch etwas zu den Schüler*innen sagen. Ich sollte ihnen sagen, wie wichtig die Schule sei und dadurch auch Karriere gemacht werden kann. Dabei fühlte ich stark als Art Idealbild, was auch ein bisschen einen «kolonialistischen» Beigeschmack hatte. Der ganze Unterricht sah für mich frontal, disziplinierend und Auswendiglernen aus. Die Lehrperson hat immer wieder rückfragen gemacht, welche geschlossen von der Klasse beantwortet wurden. Beispielsweise «Are we clear? > Yes, sir!» und bei anschließenden Aufgaben sah es für mich, aber dann doch nicht so klar aus. Ich durfte auch einen Teil einer Lektion selbst machen. Dabei habe ich versucht, auf den vorderen Teil aufzubauen und spielerisch zu üben, das hat aber dann ziemlich viel Zeit benötigt zum Umsetzen. Ich wusste nicht genau, ob es an der sprachlichen Barriere war oder ob sie eben Mühe hatten, das Gelernte dann auch real anzuwenden. Generell fiel mir auf, das viel nach geregelten Abläufen gemacht wird: Die Lehrpersonen lesen den Unterricht eins zu eins aus einem Buch vor; bei der Begrüssung gibt es immer ein festes Ritual mit Fragen, welche immer genau gleich beantwortet werden.

Für mich war es sehr anspruchsvoll, die Aufmerksamkeit, welche mir geschenkt wird. Die Kinder formen richtige Menschentrauben um dich herum und schauen dich einfach nur an, ohne etwas zu sagen. Auch auf den Markt, zu dem wir am Nachmittag gegangen sind, schauen die Leute hinterher. Ich mag es generell nicht im Mittelpunkt zu stehen und schon gar nicht wegen einer Hautfarbe und die Vorstellungen, die damit verbunden sind, wofür ich überhaupt gar nichts kann.

Darüber hatten wir noch ein interessantes Gespräch mit Chikondi, wir haben ihn gefragt, wieso die Leute uns immer noch eher positiv anschauen (die Kinder hatten immer sehr Freude) trotz den negativen Folgen der Kolonialisierung. Darauf hat er geantwortet, dass die «weissen» trotzdem viel Fortschritt mitgebracht haben.

Am Abend hat uns Ben dann noch einige seiner Lieder auf der akustischen Gitarre vorgespielt, das war ein sehr schöner Moment, bei dem Ich mich mit den anderen (Mavis & Brenda, Ben) verbunden gefühlt habe, aber trotzdem waren die Themen der Lieder meist für mich eher ohne Bezugspunkt zu meinem eigenen Leben.

14.02.2025

Am Morgen konnten wir in drei Klassen einer Sekundarschule schauen. Mir sind sehr ähnliche Sachen, wie in der Primarschule aufgefallen: Auswendig gelernt, im Chor antworten, Lehrpersonen lesen den Unterricht aus dem Buch ab. Unterschiede bestanden darin, dass die LP durchaus besser Englisch sprechen konnten und auch, dass die Schule viel mehr Geld zu haben schien. Der Head Teacher war in einem Raum mit rotem Teppich und anderen Dekorationen, die Wege waren geteert und es hatte einen Computerraum.

Es war immer noch so, dass die Leute auf den Strassen uns hinterhergeschaut haben, aber heute haben sie immer wieder gewunken, was es für mich immer noch komisch, aber angenehmer gemacht hat.

Ich habe mich heute mehr integriert gefühlt. Wir essen immer separat mit jemandem an einem überdeckten Tisch. Am Mittag haben wir danach die Teller und Reste zurück in die Küche gebracht. Da hat uns Mavis gefragt, ob wir uns zu ihnen setzten (sie waren noch am Essen) und das haben wir dann auch gemacht. Michi war ziemlich fertig und hat eine Siesta gemacht. Ich bin noch geblieben und sie haben mich dann sogar den Abwasch machen lassen (Schon fast ein Wunder :)). Anschliessend haben sie mir das Spiel «Bao»? erklärt und wir haben ziemlich lange verschiedene Partien gespielt. Für mich war das auch ein bisschen entlastend da sie auch Partien untereinander gemacht haben und dann viel auf Chichewa gesprochen haben und ich konnte dabei sein, ohne den Fokus auf mir zu haben.

Als Michi zurückkam, haben sie uns gezeigt, wie sie Erdnussbutter machen und anschliessend gingen wir noch auf einen Markt in der Nähe. Auf dem Rückweg war die Stimmung ausgelassen und wir haben viel gemeinsam gescherzt. Wir haben uns dann getrennt, um eine Dusche zu nehmen und haben anschliessend in unserem Raum etwas Gitarre geübt. Mavis hat dann bei uns geklopft und gefragt gemeinsam Bao zu spielen. Das hat mich überrascht und gefreut, bis anhin hatten sie für mich etwas einen distanzierten Eindruck gemacht. Weil es beim Essen geregnet hat, haben wir gemeinsam mit den anderen in der Küche gegessen. Das hat sich für mich auch weniger komisch angefühlt.

Mir ist aufgefallen, dass ich bis jetzt eigentlich immer mit Michi gemeinsam war. Das Spiel am Nachmittag war das erste Mal, dass wir aktiv etwas anderes gemacht haben.

15.02.2025

Am Morgen haben wir eine Führung durch verschiedene Dörfer in der Umgebung von Chingalire bekommen. Am Anfang fand ich es sehr interessant zu sehen, wie die Leute leben. Es hat mich dann aber auch schnell beschäftigt, wie fest in Armut die Leute leben. Und trotzdem war es für sie eine Ehre, dass wir sie besuchen. Sie wollten uns immer alle grüssen, uns die Hand geben und das Dorf zeigen. Eine Person hat uns sogar als biblisches Zeichen gedeutet. Für mich war das sehr unverständlich, wir können ihnen nicht helfen und die Europäer haben in Vergangenheit nicht gerade nur Gutes gemacht ... Ich fand es auch sehr speziell, was genau der Sinn unseres Besuches war. Alle Dörfer sahen sich sehr ähnlich und teilweise hatte ich mehr das Gefühl, dass wir präsentiert werden. Diese ganzen Situationen haben mich dann entsprechend sehr erschöpft gemacht.

Dafür war dann der Nachmittag viel angenehmer. Zuerst hatten wir etwas Freizeit und ich habe Gitarre geübt und gelesen. Anschliessend haben Michi und ich draussen ein Spiel gespielt und einige Jungs der Tanz-Truppe haben sich einfach zu uns gesetzt und wir haben Uno gespielt. Das Ganze war eine sehr viel lockerere Angelegenheit und wir konnten einfach beisammen sein und weniger auf unsere Unterschiede achten und thematisieren. Mir ist aber aufgefallen, dass es mich etwas gestresst hat, dass wir nicht wussten, was der nächste «Programmpunkt» war. Es hat mich weniger beschäftigt, nicht zu wissen, was es ist, sondern mehr die Möglichkeit, dass jeden Moment jemand kommen kann und wir zum nächsten übergehen müssen.

Nach dem Abendessen haben wir doch einen Besuch bei der Mutter von Ben und ihren Grosskindern gemacht, um mit ihnen zu sprechen. Ich hatte ein bisschen ein ungutes Gefühl im Voraus, weil ich es mit etwas komisch vorstellte und Angst hatte, dass es wieder ein Gespräch wird über wie ist etwas in der Schweiz im Vergleich zu Malawi. Es hat sich aber eigentlich als angenehm herausgestellt.

16.02.2025

Heute haben wir uns vom Chingalire Village verabschiedet und uns auf den Weg zum TTC gemacht. Auch hier haben mich meine Erwartungen getäuscht. So wie es gestern getönt hat, würden uns alle vom Dorf verabschieden, was mich sehr überfordert hätte, aber zum Schluss hat uns einfach Ben verabschiedet und Mavis, Chikondi und Achmadu haben uns zum Bus begleitet. Die Busstation war ziemlich überfordernd, bis anhin (mit Ausnahme der Parkplatz Situation bei der Ankunft) habe ich die Malawier*innen als eher zurückhaltend und ruhig empfunden, aber dort haben sie lautstark auf uns eingeredet, energisch miteinander diskutiert und das Ganze meist auf Chichewa, auch wenn wir gesagt haben, dass wir nur Englisch verstehen. Ich war sehr froh, dass Chikondi dabei war und uns die Fahrt organisiert hat.

Wir haben uns dann in einen überfüllten Van gequetscht und sind losgefahren. Auf der Fahrt ist mir nochmals die Armut aufgefallen. Im Vergleich zu den Dörfern von gestern haben wir nun fast luxuriöse Villen am Strassenrand gesehen und dann wieder an einem überfüllten Markt angehalten. Während der Fahrt sind immer wieder Unterschiede zum Schweizer Transport aufgefallen; Pünktlichkeit, das Gedränge, die Fragen: kommen wir richtig an? Und unser Gepäck?, ...

Zum Schluss sind wir sehr gut im TTC und vom «Warden» (Mandela) in Empfang genommen worden und zu unserer Unterkunft geführt worden. Wir waren ziemlich überrascht, dass wir ein eigenes Häuschen mit zwei separaten Räumen und Dusche und WC erhielten. Wir haben dann verstanden, dass wir uns etwas erholen können und anschliessend nach einer Stunde rumgeführt werden. So haben wir uns also nach einer Stunde fertig gemacht und vor der Tür gewartet. Nach einer halben Stunde haben wir uns bereits über die verschieden gewertete Pünktlichkeit unterhalten. Es hat sich aber herausgestellt, dass wir uns etwas missverstanden haben und dann erst morgen eine Tour erhalten werden. Unsere Nachbarn haben uns herzlich zum Abendessen eingeladen.

17.02.2025

Wir waren um 7:30 mit dem Warden in seinem Büro um anschliessend den Principal zu treffen und zu erfahren, wie das Programm aussieht. Wir sind natürlich einige Minuten zu Früh dort gewesen (Am Nachmittag hat er dann sogar eine Bemerkung über diese Pünktlichkeit gemacht und unserer Nachbarin erzählt). Wir sind anschliessend zum Deputy Principal gegangen, weil der Principal noch nicht anwesend war. Wir haben etwa eine Stunde auf ihn gewartet und dabei versucht mit der Deputy Smalltalk zu führen. Ich hatte ein bisschen den Eindruck, dass sie wieder nicht genau wussten, was sie mit uns anstellen sollen und haben sich die Entscheidungen hin und her geschoben und dann wieder jemanden anderes gerufen, um eine Entscheidung zu machen. Für meine Schweizer Gewohnheiten hätte das viel effizienter gelöst werden können. Der Studenten Präsident hat uns dann über den Campus geführt und uns in jeder einzelnen Klasse einzeln vorgestellt. Es hatte für mich einen formellen Beigeschmack, dass er für uns gesprochen hat und Aussagen wie «we are advised to intetcat with them» getätigt hat. Teilweise ein bisschen so als hätte er gar keine Lust sich mit uns abzugeben.

Am Nachmittag wollten wir noch nach Liwonde um Wasser und Seife zu kaufen. Dies haben wir dem Principal so gesagt und haben aber auch eher eine überforderte Antwort erhalten und wir am Nachmittag schauen. Weil wir am Nachmittag fort wollten, wollten wir auch nicht heute schon mit dem Unterricht starten, wussten aber nicht genau was zu erwarten war und so hatten wir wieder einmal eine Zeit, wo wir auf uns gestellt waren, ohne genau zu wissen, wann es wie weiter geht. Das war für uns sehr schwierig und hat uns zu viel Zeit gegeben zu überdenken,

was wir genau hier machen, wie lange wir eigentlich hier sind und wie wir diese Zeit füllen. Das hat uns verunsichert und wir wussten nicht genau wie damit umgehen.

Wir haben dann jedoch draussen noch Karten gespielt und unsere Nachbarin (Memory) hat sich zu uns gesellt. Memory hat uns dann sogar zum Essen eingeladen und uns anschliessend mit nach Liwonde genommen. Die Interaktionen beim Kartenspielen und gemeinsamen Essen fand ich sehr angenehm. Dort hat sie uns alles gezeigt und uns riesig geholfen (auf dem Markt waren wir wieder einmal komplett überfordert mit Leuten, die auf uns eingeredet haben und Kinder, die gebettelt haben). Ich war ihr wirklich unendlich dankbar dafür, aber fühlte mich auch sehr komisch dabei diese Hilfe zu beanspruchen. Gerade mit den hohen Benzinkosten und sie hat immer wieder Anspielungen gemacht, dass sie uns zum Abendessen einlädt, womit ich sehr schlecht umgehen konnte.

Auf der Rückfahrt haben wir Cristina und ihre Enkel getroffen und aufgeladen. Wir haben anschliessend den ganzen Abend mit ihnen verbracht, mit den Kindern Uno gespielt und konnten sogar helfen zu kochen. Das war wiederum eine richtig schöne Erfahrung und ich bin froh diese Zeit zu haben.

18.02.2025

Heute war unser erster «Schultag». Wir waren schon einmal knapp dran und standen dann trotzdem vor leerem Klassenzimmer. Es stellte sich heraus, dass wir die erste Lektion des Tages immer in einem anderen Vorlesungssaal haben. Der Vize-Präsident hat uns abgeholt und wir sind dann langsam rüber geschlendert. Das war aber auch kein Problem, denn die Dozentin war so oder so zu spät. Ich fand es interessant, inhaltlich wurde sehr viel Vergleichbares zum Unterrichten in der Schweiz thematisiert (Inklusion, Lehrplan, ...), aber methodisch war es sehr unterschiedlich aufgebaut (viel Frontal, disziplinierend, alle Gruppen stellen ein 15min Theater vor, ...). Zudem hatten wir in drei Lektionen keine Dozierenden. Dabei hat mich überrascht, wie pflichtbewusst die Studierenden dann trotzdem irgendwelche Gruppenarbeiten gemacht haben. Diese Gruppenarbeiten waren aber, wie ich bei anderen gemeinsamen Diskussionen in Malawi, sehr ineffizient, einige machten sehr verlorenen Eindruck und man verlor sich beim Aufschreiben von kleinen Details. Ich habe mich generell gefragt, was der Nutzen aus der Sicht der PH ist, dass ich hier bin. Ich glaube nicht, dass ich viel Nützliches für meinen Unterricht mitnehmen kann. Wenn dann eher Negativbeispiele.

Ich habe mich heute generell bei den sozialen Interaktionen etwas fremd gefühlt. Alle haben irgendwie schon etwas über mich gewusst und ich hatte im Gegensatz meistens noch Mühe beim Merken von allen Namen. Daher fand ich es schwierig durch den Small-Talk mit den anderen zu connecten. Ich fand es teilweise auch sehr komisch, wie sie sich verhalten und konnte nicht so einschätzen, was sie jetzt von mir erwarten. Teilweise konnte ich auch nicht einschätzen, wie sie über uns denken, unsere Anwesenheit überhaupt schätzen. Es wurde angenommen, dass wir direkt zurück zu unseren Räumen gehen und uns nicht für ein Programm am Abend eingeladen. Ich hätte es noch spannend gefunden Spiele mit einigen zu spielen. Ich fand es auch sehr schwierig sie und den Akzent akustisch zu verstehen, speziell, wenn es im Klassenzimmer etwas lauter war. Ich habe bemerkt, dass ich es bevorzugte in Gemeinschaft mit Michi zu sein. Am Mittag gab es eine ziemliche Schlange bei der Essensausgabe und die Jungs haben sich dabei ziemlich abartig benommen. Sie haben sich vorgedrängt und gestossen. Das hat mich etwas schockiert. Michi hat sogar den Vergleich geäussert, die benehmen sich wie Tiere.

20.02.2025

Heute war für mich ein anspruchsvoller Tag. Ich habe die Nacht sehr wenig geschlafen und bin immer wieder aufgewacht. Zudem waren die Vorlesungen ziemlich langweilig. Beispielsweise unser «Science and Technology» Dozent ist eigentlich «Expressiv Arts» Lehrer und schreibt genau das an die Tafel ab, was in seinem Buch steht. Teilweise gibt er dazu nicht einmal eine Erklärung. Ich habe das Gefühl, das ich selber diese Lektionen oft ohne grosse Vorbereitung besser unterrichten könnte. Ich merke, dass ich oft hinterfrage, wieso uns die PH überhaupt hierhin geschickt hat und was ich genau mache.

Mittlerweile nervt mich ihr Begrüssungsritual. Alle paar Meter, will mir wieder jemand die Faust geben fragt, wie es geht. Aber unserer Interaktionen belassen sich auf den drei gleichen Sätzen. Für mich herrscht immer noch eine grosse Distanz, welche für mich darauf zurückzuführen ist, dass sie uns immer noch als etwas Spezielleres behandeln. Das ist mir immens unangenehm. Heute ist für einmal nur eine Lektion ausgefallen, in dieser Zeit hat mich eine Klassenkameradin zum Setzen neben sich gebeten und wir hatten ein etwas längeres Gespräch. Ich habe dabei versucht von diesem kulturell fokussierten Gespräch weg zu kommen und mehr persönliche Fragen zu stellen, aber da kamen dann auch meist eher knappere Antworten. Ich hatte, aber teilweise das Gefühl sie hält mich für nicht sehr «schlau». Es war zwar gut gemeint, aber sie hat mir etwa dreimal wiederholt, dass es um 18h Abendessen gibt, da wir noch nach Liwonde wollten.

Als wir von Liwonde zurückkamen, sassen wir schliesslich bei unsern Nachbarn am Tisch voraussen mit den Kindern und Memory. Exo hat sein Chichewa Schulbuch geholt und wollte, dass ich versuche daraus vorzulesen. Memory hat da mega süss mir jeweils die Geschichte übersetzt und wir hatten eine sehr harmonisierende Stimmung. Wir wurden wieder fürs Abendessen eingeladen und dabei und bei einem anschliessenden Uno, fand ich sie dann wieder distanzierter. Für mich mache es das sehr schwierig sie einzuschätzen, was mich beschäftigt.

Mir ist heute aufgefallen, dass ich, wenn ich müde bin viel mehr den Kontakt und das Beisammensein mit Michi suche.

21.02.2025

Heute war wieder ein sehr vergleichbarer Tag wie die letzten Paar. Die Vorlesungen sind weiterhin langweilig und ohne gross neuen/lehrreichen Inhalt. In unserer ersten Chichewa Vorlesung wurde uns erklärt, wie die Aufgabe eines Kreuzworträtsels einzuführen und durchzuführen ist. Bei den wenigen Worten, welche ich übersetzt bekommen habe, musste ich eingestehen, dass ich das ganze sehr gut mit meinem generellen Didaktik Wissen machen konnte und diese spezifische Aufgabe eingeführt gebraucht, habe. Nach dem Unterricht mussten wir noch einen Vorlesungssaal putzen. Dabei ist mir wieder einmal die Ineffizienz, welche hier gängig ist, bewusst. Es wurden zwei Klassen zum Putzen desselben Raumes eingeteilt, es waren nur Teile davon präsent und dennoch sind einige einfach rumgestanden.

Ich störe mich immer noch ab dem «good morning, how are you?» und musste einmal mehr für eine Runde Fotos hinstehen. Es gab jedoch auch zwei Momente, in denen in der Interaktion mit Einheimischen etwas anderes als die Kultur im Vordergrund standen. Diese Momente fand ich sehr viel angenehmer und ich konnte natürlicher mit den Leuten interagieren.

22.02.2025

Heute habe ich mich eigentlich generell ziemlich wohl gefühlt. Den Tag habe ich etwas komisch gestartet mit zwei Nachrichten mit «Good morning» mit denen ich nicht wusste was anfangen, und habe mich schon auf einen Tag mit speziellen Interaktionen eingestellt. Das ist aber eigentlich nicht unbedingt eingetroffen. Wir haben am Morgen mit unseren Musik-Friends wieder Gitarre geübt und das war wieder sehr angenehm und sie haben sich richtig Mühe gemacht, uns Lieder beizubringen. Morgen wollen sie mit uns einen Spaziergang machen.

Am Mittag hatten wir dann eine Diskussion über unser weiteres Vorgehen am TTC. Wir wissen beide nicht genau, was wir mit der ganzen Zeit am TTC anfangen sollen, wir sehen nicht wirklich einen Mehrwert in den Vorlesungen, haben das Gefühl, das wir die Erfahrungen, die wir machen, auch in einer kürzeren Zeit am TTC machen würden und sehen auch nicht unbedingt ein, dass wir die Zeit einfach absitzen sollen. Wir haben überlegt, zu fragen, ob wir denn Aufenthalt am TTC verkürzen können und dafür noch eine Zeit im Chingalire sein können. Michi zieht es durchaus zurück in die Schweiz, aber es ist für uns beide nicht schlimm, wenn wir diese Zeit durchmachen müssen. Aber es wäre wie gesagt eher ein Absitzen und nicht eine mega Erfahrung, welche wir haben würden. In meinem letzten Aufenthalt in Spanien war es tendenziell auch so, dass die Zeit am Anfang eher schwierig war und dafür die Zeit am Schluss sehr cool. Diese Hoffnung hält mich durchaus noch hier, aber es ist irgendwie auch ein sehr spekulatives Argument, was ich etwas lächerlich finde.

Am Nachmittag sind wir dann nach Liwonde gefahren zum Einkaufen, weil wir für unsere Nachbarn Röstli machen wollten. Auch dort gab es wieder diese komischen Interaktionen mit random Begrüßungen und allerlei Leute, die uns etwas andrehen wollten (meistens mit dem Fahrrad mitgenommen zu werden oder in einen Bus zu steigen), aber es ist mir auch aufgefallen, dass sie meistens einmal gefragt haben und bei einem Verneinen dann auch wieder gehört haben. Was ich ihnen wiederum anrechne.

Anschliessend haben wir die Röstli zubereitet und zwischendurch mit den Jungs Uno gespielt. Dabei gab es eine merkwürdige und eine herzliche Situation. Zuerst sind zwei Jungs vorbeigekommen, um etwas vorbeizubringen und haben dann etwas komisch neben dem Tisch, an dem wir Uno gespielt haben, gestanden. Es hat sich etwas angefühlt, als würden sie uns einfach anstarren. Ich wusste nicht genau, ob sie mitspielen wollten oder einfach noch auf etwas warteten. Zum Schluss haben sie sich dann doch dazugesetzt und mitgespielt, sie haben dabei aber nicht wirklich ein Wort mit uns gewechselt. Zwei Frauen aus unserer Klasse sind dann auch noch vorbeigekommen und haben uns eine Frucht namens «Pombe» zum Probieren mitgebracht. Das war eine richtig süsse Geste, aber auch etwas awkward, weil ich versucht habe sie in ein Gespräch zu verwickeln, aber von ihnen sehr wenig zurückgekommen ist, sie haben immer wieder mit Cristina auf Chichewa gesprochen, ich wusste nicht genau was mit ihnen anfangen und war zudem gerade am Kochen.

24.02.2025

Heute sind fünf von sechs Lektionen am TTC ausgefallen und es sind sehr wenige Student*innen überhaupt anwesend gewesen. Ich habe ursprünglich gedacht, dass diese Lektionen eigentlich noch cool sein könnten, um mit den Student*innen zu interagieren, aber das ist nur bedingt möglich. Die meisten sind dann immer am Handy und ich wurde sogar darauf hingewiesen, dass das WLAN funktioniert und ich doch ans Handy soll, also ich einfach nur da sass. Wir haben auch in einer Lektion angefangen ein Spiel mit Würfeln zu spielen und ich hätte eigentlich erwartet, dass einige dann auf uns zukommen, aber das haben auch nur 1-2

gemacht. Unter diesem Gesichtspunkt nervt mich dann die Zeit am TTC und ich finde die Zeit sehr unnötig.

Wir hatten dann noch ein Telefongespräch mit Marc um ihm unsere Ideen zum Kürzen der Zeit zu unterbreiten. Er hat nicht per se negativ/ablehnend darauf reagiert, aber hat uns eben auch nicht bestätigt oder viel Verständnis gezeigt. Dabei habe ich mich und meine Bedürfnisse auch nicht sehr wahrgenommen gefühlt.

Wir wurden noch von Mr. Mandala zum Abendessen eingeladen. Es war sehr herzlich und auch das Gespräch verlief sehr angenehm, wie konnten endlich mal mit einem Einheimischen ein ausgiebiges Gespräch haben. Darüber reflektierend, hatte es aber trotzdem ein etwas komischen Beigeschmack. Es hat sich so angefühlt, als wäre es eher eine Ehre für ihn uns einzuladen und nicht andersherum. Es war auch speziell, dass seine Frau, Tochter und Enkel nicht mit uns gegessen haben.

Familie Kika war bei unserem Rückweg noch voraus am Kochen und ich habe noch etwas mit ihnen geredet (wir hatten dabei sogar noch Besuch von einem Skorpion). Das hat sich dann wieder natürlicher und angenehmer angefühlt und mit/nach solchen Begegnungen hätte ich dann wieder keine grossen Probleme am TTC zu bleiben und ich denke mir, das ist doch gar nicht so eine Sache. Ich weiss aber, dass sich das morgen im Unterricht wahrscheinlich wieder drehen wird.

26.02.2025

Ich würde sagen, dass ich mittlerweile mich besser mit Teilen der sozialen Interaktionen abgefunden habe. Das Begrüssungsritual ist immer noch anstrengend, aber vermehrt kann man sich einfach nur hey sagen und es genügt. Ich kann auch etwas mehr auf small-talk eingehen, wenn jemand mich beim Warten in der Essensschlange anspricht, solange auch ein bisschen mehr als «Hi, how are you?» kommt.

Was mir immer noch befremdlich erscheint, ist das mangelnde Eigendenken, welches ich verspüre. Ich musste gestern zu zweit eine Definition für Technologie finden und meine Partnerin hat lediglich gesagt, sie habe es vergessen. Sie hat nicht versucht zu überlegen, was es für sie bedeutet oder was sie darunter versteht. Auch bei Gruppenarbeiten, wird oft einfach die erst beste Antwort aus dem Internet abgeschrieben und nicht versucht diese zu verstehen oder zu diskutieren. Inputs werden meistens einfach angenommen oder abgelehnt und gesagt: Das ist hier anders. Entsprechen lesen die meisten beim Vorstellen einfach ihre Notizen vor und sprechen nicht frei. Oft ist es für mich auch als ob gewisse Antworten erwartet werden und Abweichungen nicht verstanden werden, auch wenn es eigentlich das Gleiche ist (Auch von den Dozierenden). Heute musste ich beispielsweise für eine Aufgabe die Lernziele präsentieren. Ich habe nicht abgefangen mit «Die Lernenden können:» und da war es schon wieder nicht klar, welches denn jetzt genau die Lernziele sind, obwohl ich angefangen habe «Die Lernziele sind: ».

Ich bemerke, dass ich eigentlich die ganze Zeit mit Michi gemeinsam bin. Am Anfang haben wir versucht und in der Klasse auseinander zu setzen, aber wir haben mittlerweile das Gefühl, dass es nicht einen grossen Unterschied macht und die Lernenden nicht unbedingt auf uns zukommen und es für uns einfach nur anstrengender und langweiliger ist auseinander zu sitzen. Ich hätte teilweise gerne auch ein bisschen mehr Interaktionen allein, aber dass es dann auch zu Gesprächen kommt, müssen auch viele unangenehme und anstrengende Gespräche durch, was es mir dann auch nicht mehr so wichtig ist.

Wir haben gestern zwei Mitstudierenden ein Spiel erklärt und mit ihnen gespielt und heute sind sie von sich aus, gekommen und haben gefragt, ob wir das Spiel spielen in einer Freistunde. Das hat mich ziemlich gefreut.

28.02.2025

Heute sind mir zwei generelle Sachen aufgefallen. Einerseits in der Interaktion mit den Studierenden am TTC und andererseits bei den Dozierenden.

In der Interaktion mit den Studierenden habe ich das Gefühl immer wieder das Gleiche Gespräch zu führen. Für die Studierenden hier ist es meistens das erste Gespräch, was sie mit uns führen. Sie haben aber ähnliche Interessen über uns und die Schweiz und stellen entsprechend meistens sehr ähnliche Fragen. Das führt zu dem erwähnten Gefühl von einem immer gleichen Gespräch und teilweise auch dazu, dass ich sie als nicht sehr unterschiedlich wahrnehme. Deshalb merke ich, dass ich mich von der Interaktion distanzieren und ihr manchmal versuche aus dem Weg zu gehen.

Weiter ist mir aufgefallen, dass die Dozierenden uns unterschiedlich behandeln. Auch wenn zwei Klassen zusammen sind, grüssen uns einige Dozierenden beim Namen (heute ist sogar einer mitten in den Raum unter die Studierenden gelaufen, um uns eine Begrüssungsf Faust zu geben), aber die anderen werden nur grob beachtet. Ich habe auch das Gefühl, dass sie uns mehr aufrufen und noch nach einer Meinung fragen.

01.03.2025

Heute haben wir einen Ausflug in den Nationalpark von Liwonde gemacht. Dabei ist mir nochmals mehr aufgefallen, wie privilegiert wir eigentlich sind. Ich schätze, dass wenige Einwohner in unserem Alter die Möglichkeit hätten dieses Abenteuer selber zu erleben und im Vergleich dazu würden es sich in der Schweiz die Mehrheit der Leute leisten.

Wir hatten eigentlich angedacht zu versuchen mit dem ÖV ans Tor des National Parkes zu gelangen. Das TTC meinte aber im Verlauf der Woche das ginge nicht und dass wir einen Fahrer bräuchten. Wir haben, dann aber bis am Samstagmorgen nichts mehr davon gehört und uns darauf eingestellt es trotzdem mit dem ÖV zu versuchen. Wir hatten eine Tour auf 10:00 gebucht. Rund um 8h hat uns dann Marry doch noch angerufen und gesagt, dass sie einen Fahrer organisiere. Nach einigem hin und her telefonieren, hat sie uns dann gesagt, ein Fahrer würde uns um 9h abholen und wir sollen ihm auch noch anrufen. Auf einige unserer Fragen konnte sie aber nicht wirklich beantworten. Wir haben dann dem Fahrer angerufen und er hat als erstes gesagt, dass er uns um halb 10 abholen kommt, nach Google Maps hätten wir aber etwa eine halbe Stunde zum Nationalpark. Er hatte uns dann recht schnell gesagt, dass er doch bereits etwa um 10 nach 9 kommen würde. Wir haben uns etwas genervt, dass wir uns nicht selbst organisieren können und dass was für uns organisiert wird, nicht richtig aufgeht. Der Fahrer ist dann auch (wie wir erwartet haben) später als abgemacht gekommen und musste auf dem Weg noch jemand anderes abladen. Wir haben schon damit gerechnet, dass wir zu spät kommen, aber es hat irgendwie dann doch funktioniert. Das ist uns schon einige Male in Malawi aufgefallen, wir haben das Gefühl, dass etwas schlecht organisiert/geplant ist, aber dass es zum Schluss dann trotzdem irgendwie aufgeht.

Am Nachmittag waren wir noch auf dem Markt. Wenn wir warten mussten, gab es immer wieder Leute, die uns angestarrt haben. In diesen Situationen habe ich mich unwohl gefühlt und mich auch gefragt, was sie machen würden.

05.03.2025

Wir hatten in den letzten vier Tagen keinen Strom am TTC. Strom ausfälle von einigen Stunden sind hier eigentlich ziemlich regelmässig und normal, aber scheinbar wurde dieses Mal die Rechnung nicht bezahlt und da am Montag ein nationaler Feiertag war, wurde das Problem auch nicht auf die Schnelle behoben. Deshalb fasse ich in diesem Eintrag einfach mehrere Bemerkungen zusammen.

Am Montag wollten wir nach Zomba gehen, um auf dem anliegenden Berg zu wandern. Memory hat uns freundlicherweise mit dem Auto mit nach Zomba genommen, weil sie ihr Auto zur Versicherung bringen musste. Was mich aber etwas genervt hat, war, dass sie uns auf der Fahrt gesagt hat, dass ein Freund von ihr uns dann auf dem Berg rumführen wird. Es fühlt sich immer wieder so an, als ob wir immer jemanden haben müssen, der uns begleitet und uns babysittet. Ich fühle mich dann in solchen Situationen nicht ganz frei und kann es nicht so geniessen. In solchen Situationen hinterfrage ich oft, wieso diese Personen das machen und ob sie Hintergedanken haben oder sich etwas erhoffen. Ich möchte ihnen aber dann auch nicht unbedingt etwas geben dafür, dass sie etwas machen, was ich gar nicht will oder sogar nicht mag. Wir hätten uns ganz gut mit Google Maps auf dem Berg zurechtgefunden und uns auch viel mehr Zeit rausgenommen. Heute wurde mir von einer Lehrerin vom Praktikum bestätigt, dass es ihre Kultur sei, die Gäste zu begleiten.

Im Zusammenhang mit dem vorangegangenen Punkt habe ich wieder hinterfragt, was die Leute hier mit ihrer Freizeit machen. Dass dieser Freund seinen freien Tag genutzt hat um zwei Fremden auf einen Berg zu führen und Memory selber gar nicht mit mitgekommen ist, ist für mich nicht sehr verständlich. Er hatte auch nicht unbedingt den Eindruck gemacht, also ob er sich für uns interessiere. Bei der Frage nach ihren Hobbys kommt von den Einheimischen meistens sehr wenig und nur etwas Generelles zurück. Es scheint als würden sie sich die freie Zeit vor allem am Handy vertreiben. Ich verstehe diesen Teil der Kultur nicht. Ich kann es nachvollziehen, wenn einfach keine Zeit für Freizeit ist, sondern fürs Überleben gearbeitet werden muss. Aber ich habe bei vielen nicht das Gefühl, dass das unbedingt zutrifft.

Als wir nach Liwonde gingen, mehr Wasser zu kaufen, waren im gleichen Bus zwei Touristen aus den Niederlanden und Russland. Sie haben uns angesprochen, weil sie noch Leute für eine Safari gesucht haben. Als wir ihnen gesagt haben, dass wir noch auf den Markt gehen, wollten sie uns noch begleiten. Ich habe bei dem Gespräch auf dem Weg gemerkt, dass es direkt viel angenehmer ist mit ihnen zu Kommunizieren als mit den Einheimischen.

Wir haben weitere Erfahrungen in einem Prakti in der Primarschule gemacht. Ich habe wieder in einigen Momenten das Bildungssystem hinterfragt. Eine gute Grundbildung ist doch die Basis für eine gute Entwicklung eines Landes. Es sollte doch wenigstens Geld für genügend Schulbücher und andere notwendigen Ressourcen vorhanden sein.

06.03.2025

Wir konnten am Donnerstag je zwei Lektionen im Praktikum unterrichten. Ich fand es teilweise schwierig mich mit den Kindern zu verständigen. Einerseits hatte ich das Gefühl, dass wir uns wegen der Sprachbarriere nicht immer richtig verstanden haben und andererseits, dass sie sich anderer Methoden nicht gewöhnt sind und nicht wissen was damit anzufangen. Für mich ist in der Schule, wie auch im TTC, die Fehlerkultur nicht wirklich ausgeprägt. Das hat es für mich auch sehr schwierig gemacht zu sehen, womit die Kinder noch Probleme haben oder was sie nicht verstehen. Ich habe über nicht auch bemerkt, dass ich einfach nicht zufrieden war mit dem Unterricht, wie ich ihn hier in dieser Zeit vorbereiten konnte. Im Gespräch mit

anderen Lehrpersonen und auch Dozierenden höre ich immer wieder etwas heraus, dass sie den Lernenden überhaupt nicht viel zutrauen. Ich finde das sehr schade, habe aber auch bemerkt, dass ich auch ein schnell da reinfalle und speziell den Studierenden gar nicht viel Eigendenken zuspreche.

07.03.2025

Am Freitag mussten wir in Zomba unser Visum verlängern. Das TTC hat uns wieder einmal am Vortag um 21 Uhr einen Fahrer organisiert, was uns wieder genervt hat. Das Verlängern hat erstaunlich kurz gedauert und wir haben gar nichts bezahlt. Es erstaunt mich dann wieder, dass in einem so armen Land dies dann wieder gratis gemacht wird und nicht auf die Idee gekommen, denn Touristen doch noch ein bisschen Geld abzuknöpfen. Cristina hat uns dabei begleitet und mit dem Beamten gesprochen. Ich frage mich, ob das auch noch einen Einfluss hatte. Ich hatte aber bis anhin nicht den Eindruck, dass wir übermässig ausgenutzt wurden.

08.03.2025

Am Samstag haben wir uns auf den Weg zum See gemacht. Wir haben Cristina extra erst am Tag der Abreise informiert, damit sie nicht noch auf die blöde Idee kommen uns einen Fahrer zu organisieren. Auf dem Weg mussten wir das erste Mal etwas mehr als angedacht für eine Fahrt bezahlen. Das System mit den Minibussen ist auf lange Strecken schon nicht so effizient und wir mussten einige Male umsteigen, obwohl der ursprüngliche Bus eigentlich nach Mangochi fahren sollte. Das hat entsprechend länger gedauert, aber wir sind trotzdem gut angekommen.

An diesem touristischen Ort haben wir direkt viel mehr Touristen kennengelernt und uns eigentlich auch direkt gut verstanden. Es ist einfacher eine gute Gesprächsbasis mit ihnen aufzubauen, obwohl es durchaus so ist, dass wir einige etwas eigenartig finden. Wir haben das Paar aus Liwonde wieder getroffen und sind mit ihnen etwas trinken gegangen. Bei Malvina habe ich ein bisschen den Eindruck, dass sie immer wieder etwas angibt mit all den Orten, welche sie bereist hat. Das macht es etwas unsympathisch, aber es ist irgendwie trotzdem natürlicher als mit den Studierenden. Die Verständigung auf Englisch fällt mir mit ihnen auch einfacher.

09.03.2025

Wir haben eine Bootstour zum Sonnenuntergang gemacht. Mit uns auf dem Boot war das russisch-holländische Paar und zusätzlich ein Holländer. Ein einheimischer Capitain hat den Katamaran gesteuert. Das Hauptgesprächsthema war die bisherigen Reiseerfahrungen. Für mich war es sehr befremdlich, weil immer wieder eine Art Angeben/Stolz bei den Aufzählungen mitschwang. Ich habe mich immer wieder gefragt, was der Capitain über all diese Geschichten denkt. Es kann sein, dass er Malawi noch nie verlassen hat und mit anhört, wie Leute die Möglichkeit haben auf einer Reise mehrere Male ein Flugzeug zu nehmen oder fast jedes Jahr wieder eine Reise unternehmen können. Ich fühle mich schon sehr privilegiert nach Malawi zu können und den Sonnenuntergang auf einem Boot zu betrachten und weiss, dass mir viel gar nicht richtig bewusst ist, was ich alles habe. Es war sehr befremdlich als die andere sich beklagten, keine Klimaanlage gehabt zu haben, dass die Steckdosen nicht direkt neben dem Bett waren oder die Begründung zu hören von Malawi nach Tansania zu fliegen, weil der Flug «nur» 200 Dollar sei. Ich habe mir diese Gedanken, aber nur durch den Kontrast mit dem anwesenden Capitain gemacht. Ich denke, ich habe auch schon sehr viel unbewusst über Sachen geklagt, welche eigentlich sehr privilegiert sind. Das stimmt mich traurig.

10.03.2025

Wir haben heute eine Bootstour zu drei verschiedenen Inseln gemacht. Es war eine schöne Erfahrung und wir durften wunderschöne Natur und Tiere genießen. Mich hat es jedoch gestört, dass die Guides die Fische und Fisch-Adler mit Futter angelockt haben. Ich finde es sehr schade, dass so in die Natur eingegriffen wird, um ein paar Touristen ein interessanteres Erlebnis zu sichern und dass die Einwohner dadurch Profit gewinnen.

Die Interaktion mit den Guides war auch speziell. Ich nehme an, dass die Mehrheit ihrer Kunden eher wohlhabendere weiße Ausländer ist. Die Guides haben sich teilweise eher distanziert und respektvoll verhalten. Beispielsweise haben sie etwas abseits gegessen und immer wieder gesagt wir sollen sagen, wann es weiter gehen soll usw. Ich habe dies schon öfters vor allem bei Touristenaktivitäten erlebt beobachtet und dann gefragt, ob sie das Gefühl haben wir wollen das so und sie müssen das so machen oder ob das auch für sie angenehmer ist.

11.03.2025

Wir wollten etwas abseits im Fat Monkey zum Abendessen gehen. Wir wollten versuchen eine Abkürzung zu nehmen und am Strand entlangzulaufen. Ein Junge ist uns dann nachgerannt und hat gesagt der Weg sei nicht möglich, weil die Wellen zu hoch sind. Er hat uns gesagt, wir sollen ihm folgen und uns zur Lodge gebracht. Auf dem Weg hat er uns erzählt, dass er eigentlich Medizin studiert, aber sein Vater gestorben sei und er daher zurückgekommen sei und nun Gäste rumführt. Dafür hat er dann Geld verlangt. In solchen Situationen sträubt es mir dann ihnen Geld zu geben für etwas wonach ich nicht gefragt habe und ich eigentlich auch gar nicht will. Ich hätte dann selber gesehen, dass das Wasser zu hoch ist und den anderen Weg schon selber gefunden. Auf der anderen Seite, auch wenn seine Geschichte nicht stimmen würde, braucht er offensichtlich dennoch Geld und es tut mir ja auch nicht weh etwas Geld abzugeben, obwohl ich weiss, dass es für ihn nichts gross ändern wird.

12.03.2025

Wir wollten am Abend eine kleine Wanderung zu einem Aussichtspunkt machen sind aber dann umgekehrt, weil uns die Nationalparkgebühren nicht den Wert waren. Auf dem Rückweg haben uns dann drei Einheimische nachgerufen und wollten uns Gemälde verkaufen. Sie haben dann direkt angefangen die Bilder auszubreiten und erzählt, dass sie kein Geld haben, um ihr Mais zu verarbeiten. Wir sind dann nicht wirklich davon losgekommen. Einerseits wollten wir eigentlich kein Gemälde und auch wenn wir etwas kaufen, hilft es ihrer Situation nicht langfristig. Auf der anderen Seite haben wir verhältnismässig viel Geld und es würde uns nicht viel ausmachen etwas zu kaufen. So konnten wir ihnen nicht so bestimmt nein sagen. Wir haben ihnen dann einfach so 5'000 Kwacha gegeben und sind gegangen, aber das verstärkt sie dann doch wieder bei ihrem Verhalten. Als ich mit Michi beim Weiterlaufen darüber diskutiert habe, ist mir aufgefallen, dass ich angefangen habe Leute zu ignorieren bei einem Zuruf oder beim Durchgehen ihnen nicht in die Augen schaue aus Angst, dass mir wieder jemand etwas andrehen möchte. Das finde ich sehr schade und will eigentlich nicht, dass sich so Stereotypen in mir verankern. Ich hatte das Gefühl, dass ich vor meiner Reise es besser geschafft habe, den Menschen als Menschen anzusehen und nicht die Stereotypen zu beachten. Leider bin ich da etwas mehr reingerutscht. Ich hätte nicht gedacht, dass sich das mehr entwickeln würde, wenn mehr mit einer Kultur interagiert wird.

13.03.2025

Heute ist mir aufgefallen, dass ich sehr wenig eigentlich Kontakt in die Schweiz habe. Ich finde es sehr angenehm, dass Michi dabei ist, aber ich würde nicht sagen, dass das per se daher stammt, dass er aus derselben Kultur stammt, sondern eher einfach aus der Vertrautheit, dass wir uns schon länger/besser kennen. Ich habe gar nicht unbedingt das Gefühl ich brauche/vermisse den Kontakt zur Schweiz. Ich habe es aber sehr genossen Kontakt mit den anderen Touristen zu haben und hätte mir gewünscht es wäre noch ein bisschen mehr. Ich finde es schwierig zu beurteilen, woher das kommt. Diese Touristen haben andere Kulturen und Sprachen, sind aber trotzdem nahbarer. Ich kann mir vorstellen, dass dies an der gemeinsamen „westlichen Kultur“ liegt.

Bei der Rückkehr ans TTC wurden wir von einer Frau angesprochen, welche ich auch schon im Unterricht gesehen habe, welche aber in einer anderen Klasse ist und mit der ich noch nicht gesprochen haben. Sie hat uns gesagt, sie vermisse uns... Das haben wir schon von einigen Gehört und ich weiss nie, was ich darauf denn nun erwidern soll.

15.03.2025

In Blantyre haben wir eine Kathedrale besucht mit einem Komplex mit anderen religiösen Gebäuden und Memorien. Wir sind einfach reingelaufen und haben uns einfach so umgesehen. Auf einmal ist jemand auf uns zugekommen, hat uns gefragt, ob wir schon im Monument waren und immer wieder wiederholt, dass er ein Security Guide sei. Wir haben nicht genau verstanden, was er genau meint und die ganze Unterhaltung und Situation war sehr komisch. Wir sind ihm dann doch gefolgt, er hat uns dann in einen kleinen Raum geführt mit Bildern von Livingston und dem Architekten der Kathedrale und mehrmals wiederholt, dass die Touristen das Denkmal von Livingston sehen müssen. Zum Schluss wollte er dann noch etwas Geld, weil die Security dazu schaue und es sauber mache.

Wir haben uns anschliessend darüber, unterhalten, dass das wahrscheinlich bis anhin die komischste Interaktion in Malawi war. Es gibt immer wieder Leute, die uns helfen wollen, aber ich finde es immer sehr schwierig abzuschätzen, ob sie dafür eine Gegenleistung erwarten. Als ich in Zentralamerika am Reisen war, haben mir auch immer wieder Menschen ihre Hilfe angeboten und obwohl die Verhältnisse dort auch ärmer sind, hatte ich dort mehr das Gefühl sie helfen mir einfach zum Helfen.

Ich habe jetzt schon einige Male gehört, das Malawi das warme Herz von Afrika sei und würde schon sagen, dass die Menschen hier sehr hilfsbereit sind. Ich finde aber sie sind dabei viel distanzierter und weniger herzlich. Ich denke, dadurch fühlt es sich für mich mehr wie eine Dienstleistung mit der Erwartung einer Gegenleistung an.

Es gibt aber durchaus Situationen, in dem es nicht so der Fall war. Auf dem Weg nach Blantyre ein privater Autofahrer mitgenommen und es war im vornherein abgemacht, dass wir ihm den gleichen Preis, wie für den Bus zahlen. Er war sehr sympathisch und hat uns am Schluss noch seine Nummer gegeben, falls etwas wäre. Wir wollten in Blantyre noch Geld wechseln und leider machte die Dame an der Rezeption keinen sehr kompetenten Eindruck, deshalb haben wir uns dazu entschlossen dem Fahrer zu schreiben, ob er jemanden kenne. Er hat uns dann jemanden organisiert, ist extra umgedreht und zu uns zurückgekommen, um für uns das Geld zu tauschen. Wir haben uns dann auch wieder gefragt, ob wir ihm etwas geben sollen. Beim Abschied hat er dann aber absolut keine Anstalten gemacht, als ob er von uns noch etwas erwarte.

16.03.2025

Wir wussten nicht genau, wo wir einen Bus nach Likhubula finden und haben bei einigen stehenden Bussen nachgefragt. Die haben uns sehr freundlich versucht zu helfen, uns zu einem anderen Ort geführt und dann sogar mit den anderen Fahrern geredet. Er ist dann auch einfach gegangen, ohne etwas zu erwarten. Generell machte die Organisation der Buse einen sehr ruhigen Eindruck, was ich aus den Erfahrungen in Liwonde und dem Fakt, dass es eine so grosse Stadt ist, als Gegenteil erwartet habe.

19.03.2025

Wir haben in den letzten paar Tagen eine mehrtägige Wanderung auf dem Mount Mulanje gemacht. Wir haben in zwei Berghütten übernachtet und sind dabei von einem Guide, einem Koch und einem Träger begleitet worden. Wie bei den meisten anderen Touren haben sich die Einheimischen beim Essen und dieses Mal auch beim Schlafen von uns distanziert. Ich habe die Wanderung sehr genossen und fand es auch eine super Erfahrung in diesen Berghütten zu übernachten. Das Wetter war leider sehr wechselhaft mit Sonnenschein und blauem Himmel, aber auch Regen. Bei diesen nassen Verhältnissen haben wir uns teilweise etwas unsicher gefühlt. Für mich war der Guide eher ein Junge, der in den Bergen aufgewachsen ist und daher den Weg kennt und sich sicher im Gelände fortbewegen kann, aber ich empfand seine gewählten Wege nicht immer ganz angebracht. Auch hatte ich das Gefühl, dass er seine Tour durchbringen wollte und nicht wirklich das Wetter berücksichtigt hat. In der Schweiz wäre in diesen Verhältnissen die Wanderung wahrscheinlich abgebrochen worden oder auf jeden Fall mit mehr Rücksicht gemacht worden und der Guide hätte wahrscheinlich auch viel mehr Rücksicht auf die Wanderer genommen. Speziell der Aspekt, dass wenn etwas passiert, nur ein begrenztes Gesundheitssystem vorhanden ist.

Auf der Wanderung sind wir ein paar Jungen begegnet, die grosse Holzbündel auf dem Kopf nach unten getragen haben. Der Weg war sehr steil, aber sie sind trotzdem barfuss oder mit Schlappen runtergelaufen. Ich fand das sehr beeindruckend, aber auch als kleiner «Kulturchock». Sie haben uns erzählt, dass sie das für ihre Hochzeit machen und dass sie gerade mal 5'000 Kwacha (~2.5 \$) dafür bekommen. Wir im Gegenzug sind mit fast einer halben Million Kwacha rumgelaufen, weil wir zuvor in Blantyre Geld gewechselt haben und haben uns gerade eine all Inklusiv-Wanderung für 80\$ pro Person geleistet.

Auf der Rückreise ist mir aufgefallen, dass man viel mehr den Unterschied zwischen Armut und Wohlstand sieht. Ein Typ ist mit einem sauberen/in gutem Zustand Motorrad und vom Aussehen her neuen Kleidern am Strassenrand gestanden und daneben fährt einer mit zerlöcherterem T-Shirt auf einem alten/verrosteten Fahrrad vorbei. Beim Fahren stehen immer mal wieder grosse mehrstöckige Gebäude neben kleinen Lehmhäusern.

23.03.2025

Wir hatten unsere letzten Tage am TTC. Es war irgendwie ein sehr spezieller Abschied. Die ganze Zeit in Malawi hat sich so lange angefühlt und trotzdem waren es eigentlich nur einige Wochen. Die ganze Zeit hat sich dreimal so lange angefühlt, aber ich hatte dennoch nicht das Gefühl von Vertrautheit. Die Leute haben beim Abschied immer wieder gesagt sie haben sich an uns gewöhnt und dass sie uns vermissen werden. Ich denke nicht, dass ich tiefere Beziehungen geschlossen habe, welche ich vermissen werde. Klar habe ich die Zeit mit den Menschen hier genossen, speziell mit Ace und Exo, aber würde nicht von vermissen reden. Das

hat den Abschied für mich noch komischer gemacht. Es war nicht wirklich wichtig für mich, mich von ihnen zu verabschieden und ich konnte ihre Aussagen nicht erwidern. Ich war sogar froh, als wir am letzten Morgen in den Unterricht gingen, um uns anschliessend zu verabschieden und die Lektionen ausgefallen sind und fast niemand von den Studierenden anwesend war. Wir konnten uns auch nicht wirklich vom Principal und deputy Principal verabschieden, weil beide am letzten Tag gar nicht anwesend waren.

Zum Abschied von unseren Nachbarn, haben wir etwas zu trinken organisiert und panierte und frittierte Kartoffeln gemacht. Wir haben gedacht, dass wir so ein gemütliches Zusammensitzen haben können und der Abschied nicht so komisch ist. Das war nicht ganz so, immer wieder hat jemand laut ein Video am Handy geschaut und es herrschte eine distanzierte Kommunikation. Ich hatte das Gefühl sie kennen so ein Zusammensitzen nicht wirklich.

Am Tag unserer Abreise durften wieder einmal in Genuss von der malawischen Hilfsbereitschaft kommen. Memory wollte uns unbedingt bis nach Liwonde fahren, um uns auf einen Bus zu bringen, der uns direkt nach Lilongwe bringt. An der Tankstelle hat sie dann extra einen Autofahrer angesprochen. Dieser hat uns dann nach Lilongwe gefahren, gefragt, wo wir hinwollen, rumtelefoniert für einen Bus und uns direkt zum Busterminal gebracht. Gefühlt sind in Malawi mehr Menschen von sich aus mit Hilfe auf uns zugekommen als in meinem ganzen Leben in der Schweiz, aber es hat sich trotzdem nie wirklich herzlich angefühlt. Ich habe zu einem Einheimischen eine vertraute Bindung aufgebaut und beim Abschied gedacht, das ist jetzt schade diese Person nie wieder zu sehen. Ich kann aber nicht sagen, woher das kommt.

27.03.2025

In Nkhata Bay haben wir wieder einige Touristen getroffen. Es war wieder so, dass ich einfacher mit ihnen in Kontakt gekommen bin. Ich würde auch sagen, dass ich generell eher längere/einfachere Gespräche mit ihnen hatte. Jedoch finde ich es schwierig zu verallgemeinern. Es gab schlichtweg nur eine geringe Stichmenge und auch unter ihnen einige, welche ich nicht so sympathisch empfand. Wahrscheinlich war es trotzdem einfacher durch ähnlichere Sprachkenntnisse, vergleichbare Interessen/Lebensalltag und wir trafen uns in einer ähnlicheren Situation. In meinem Austauschsemester war es ähnlich, dass ich eher mit den anderen Erasmus-Studierenden in Kontakt kam als mit den spanischen. Die Frau, die in der Butterfly Lodge an der Bar gearbeitet hat, hat sich eines Abends zu uns gesetzt. Sie war sehr sympathisch und offen, aber ich fand es trotzdem schwierig das Gespräch aufrecht zu halten und es fließen zu lassen.

An einem Abend waren wir im Gespräch mit einem deutschen Pärchen, welches Freiwilligenarbeit in Malawi machte. Wir haben uns unter anderem über unsere Erfahrungen mit den Einheimischen unterhalten. Ein Thema war die Hilfsbereitschaft und Offenheit/Herzlichkeit der Einheimischen. Wir haben alle die Interaktionen mit den Einheimischen eher als oberflächlich empfunden und sogar David, der bereits sechs Monate hier arbeitet, empfindet die Gespräche immer noch als sehr oberflächlich. Das hat mich etwas überrascht. Sie haben auch die verbreitete bedingungslose Hilfsbereitschaft geschätzt. Diesen Punkt habe ich auch immer wieder überdacht. Ich habe durchaus viel von dieser bedingungslosen Hilfe erfahren, aber durchaus auch viel, wo dann eine Gegenleistung erwartet wurde. Auf der Rückfahrt in Chingalire haben wir gerade so eine Situation erlebt. Wir sind mit einem geteilten Auto in einer Stadt angekommen und beim Aussteigen hat uns jemand gesagt er zeige uns, wo wir zum nächsten Bus kommen. Er hat auch gesagt, er wolle kein Geld dafür. Zum Schluss hat er dann trotzdem nach Geld gefragt. Irgendwie war es für mich immer ein bisschen so, dass sie für Hilfe, welche wir

auch selber machen konnten, etwas wollten und bei Situationen, wo wir auf Hilfe angewiesen waren, gar keine Gegenleistung erwartet wurde.

Ein anderer Gesprächspunkt war das Füllen der Zeit. Es gibt so viele Menschen, welche einfach auf der Strasse sitzen, nichts machen und warten. Mimi meinte dazu, dass sie es eigentlich cool findet, dass nicht alles so gestresst sei und dass es zu Hause mehr so sein sollte. Ich bin eigentlich auch der Meinung, dass wir in der Schweiz die Zeit teilweise auch nicht so ernst nehmen könnten, und andererseits ist es halt auch so, dass dadurch Sachen nicht angegangen, erledigt oder verändert werden. Wir haben es versucht mit dem Minibus direkt von der Nhkata Bay ins Chingalire zu kommen. Wir sind eigentlich auch genügend früh los und haben eigentlich viel Zeit eingerechnet, aber wir mussten in Mzuzu über zwei Stunden warten, bis unser Bus endlich voll war und losfuhr. Dadurch mussten wir dann doch bis nach Lilongwe und Ben musste uns dort abholen. Während des Aufenthaltes fühlte es sich immer wieder so an, als habe Zeit hier wenig/keinen Wert und deshalb ist es für die Leute auch nicht schlimm, wenn sie Stunden warten müssen. Generell muss ich aber auch sagen, dass der Transport ansonsten meistens erstaunlich gut aufgegangen ist.

11.2 Tagebuch B

1. Beitrag - Anreise

Ich stieg um 15:00 in Basel in den Zug ein. Mich von meiner Freundin zu verabschieden, fiel mir sehr schwer. Viel schwerer als ich erwartete. Direkt nach dem Abschied überfiel mich ein Gefühl von Angst: „Wie soll ich sie neun Wochen nicht sehen, wenn mir bereits der Abschied und die ersten Stunden so schwerfallen?“, darunter litt meine Vorfreude stark. Als dann Benj zu mir in den Zug stieg, ging es etwas besser. Aber es war mir unmöglich diesen Gedanken auszublenden. Nach unserem Flug nach Addis Abeba kam mein Gefühl von Vorfreude zurück und genoss die Erfahrung eine so lange Reise machen zu können, während wir in einem zu hellen, zu lauten Flugterminal auf unseren Anschluss warteten. Während des Fluges fiel mir auf, dass viele der Fluggäste weiss waren und ich wahrscheinlich mehr weisse Personen in Malawi treffen werden als bisher angenommen. Am Flughafen in Lilongwe steigerte sich meine Freude ein weiteres Mal, als uns angenehme 28 Grad entgegenkamen. Leider wurde diese Freude bereits bei der ersten Einreisekontrolle getrübt, da meine Impfungen einem Beamten nicht genügten musste ich mir die Einreise für 40 Dollar erkaufen. Als uns Ben, Chikondi und Maevis nach mehreren Kontrollen endlich in Empfang nahmen, war ich erleichtert. In einem kleinen Auto kurvten wir durch Lilongwe und hielten auf einem Parkplatz, um Geld zu tauschen und uns eine SIM-Karte sowie Internet zu kaufen. Der Geldtausch sei laut Ben zwar illegal aber der Kurs bedeutend besser als bei einer Bank. So sass ich neben Maevis und Benjamin auf der Rückbank des Autos und wartete bis ein mir praktisch fremder Mann (Ben) 500 Dollar in malawische Währung umtauschte. Sofort kamen viele kleine Kinder an die Scheiben und bettelten. Ihr junges Alter und ihr gebrechliches Aussehen liessen ein ungutes Gefühl in mir zurück. Ich fühlte mich privilegiert und fehl am Platz. Viele Gedanken schwirrten durch meinen Kopf vor allem aber dachte ich, dass diese Kinder doch in der Schule sein sollten. Später fand ich heraus, dass diese Kinder nicht zur Schule gehen, weil sie für die Familien betteln mussten und zusätzlich sehr gefährlich waren (Those Kids can kill you). Daraufhin nahm uns Chikondi mit unseren Handys und den neuen SIM-Karten mit an einen AirTel-Stand um Geld aufzuladen. Spätestens hier war die Überforderung komplett. Viele Menschen sprachen mit uns, ich verstand nicht, was die Verkäuferin sagen wollte und wie das Internet funktioniert habe ich erst recht nicht verstanden. Dass mir das Erhalten von Internet und der damit verbundenen Verbindung zu meinen Kontakten in der Schweiz sehr wichtig war, trug den Rest zu einem hohen Stresslevel bei. Dabei half mir das Übersetzen von Chikondi und Ben sehr fest mich zurechtzufinden. Gemeinsam schlugen wir uns durch die vielen Fragen und dem wilden Verkehr aus der Hauptstadt. Auf der Strasse sahen wir viele Leute welche Klamotten oder Essen verkaufen wollen und ich sah all das, was ich sonst nur aus Filmen kannte. Spätestens als uns ein Fahrrad mit Huhn am Lenkrad überholte, fühlte ich mich wieder fehl am Platz und wurde unsicher, ob ich überhaupt hier sein sollte. Ich fühlte mich fremd in dieser so neuen, anderen Kultur. Die vorhin vertrauten Personen erschienen mir in der Konversation plötzlich ebenfalls fremd, da die Verständigung in Englisch nicht immer leicht war. Als zusätzlich hunderte Blicke ins Auto geworfen wurde, fühlte ich mich nicht nur fremd, sondern auch sehr weiss und damit erkennbar fremd.

2. Beitrag – Erste Erfahrungen in Chingalire

An unserem ersten Morgen erwartete uns ein Frühstück aus Toastbrot und Erdnussbutter. Zusätzlich wurde uns heisses Wasser für Tee und Kaffee bereitgestellt. Wir mussten feststellen, dass wir bedient wurden und wurden des Öfteren abgewiesen, als wir unsere Hilfe anboten. Ich fühlte mich direkt komisch, da mich das Bild von dunkelhäutigen Servierenden und

hellhäutigen Konsumenten direkt an Bilder aus dem Geschichtsunterricht zum Kolonialismus erinnerten. Ich tat mir schwer damit, dass die Einheimischen mir meistens die Arbeit wegnahmen und ich zusehen musste, wie einfache Aufgaben für mich erledigt wurden. Später fand ich heraus, dass viele Einheimische hellhäutige Personen nur zum Teil mit dem Kolonialismus verbinden und auch viel Positives damit assoziieren. So erklärte mir Chikondi, dass ihr Schulsystem auf dem Vorbild des Britischen basiert und sie deswegen sehr dankbar sind. Deshalb würden sie sich immer freuen hellhäutige Personen zu sehen. Die Erfahrung zeigte mir wie stark die Gefühle für eine Situation auseinander gehen können, weil man andere Bilder damit verknüpft. Anschliessend führte uns Chikondi über das Dorfareal und zeigte uns verschiedene Bauprojekte und Orte ausserhalb des Dorfkerns. Vor allem die Solaranlage mit Batterie und Dieselgenerator beeindruckte mich. Am Nachmittag wurde uns mitgeteilt, dass Tänzer*innen der umliegenden Dörfer eingeladen wurden, um uns traditionelle Tänze vorzuführen. Wieder hatte ich ein ungutes Gefühl, als wir zu zweit einer Gruppe aus ca. 15 Tänzer*innen zuschauten. Dabei vermute ich, dass alle jünger sind als wir. Trotzdem war ich beeindruckt von der Kraft, welche der Gesang hatte und der Präzision in ihren Bewegungen. Mein ungutes Gefühl verflog aber nie vollends, weil ich mir nie sicher war, ob sich die Tänzer*innen freuen uns ihr Talent zu zeigen oder ob es mehr um die Unterhaltung von europäischen Touristen ging. Plötzlich haben sie uns aufgefordert mit ihnen zu Tanzen und einige Bewegungen zu lernen. Dies förderte das Gefühl dazuzugehören, auch wenn mir diese Aufmerksamkeit unangenehm war und ich mir vorstellen kann, wie unbeholfen meine Bewegungen ausgesehen haben. Nach der Aufführung initiierte Chikondi eine Gesprächsrunde zwischen uns und den Tänzer*innen. In diesem Kreis fühlte ich mich ausgestellt und hatte das Gefühl, dass nun die Rollen getauscht wurden. Plötzlich standen wir im Mittelpunkt und es fühlte sich an, als ob die Tänzer*innen uns im Zoo begutachten würden. Nach einigen wenigen Fragen kamen wir auf Fussball, als gemeinsames Hobby zu sprechen und verabredeten bald darauf ein Fussballspiel auf dem Chingalire Fussballplatz. Dieses Erlebnis war beeindruckend für mich, ohne Schuhe, Linien etc. spielten wir alle zusammen, obwohl wir uns nicht verstanden. Wir begegneten uns auf Augenhöhe und ich fühlte mich als Teil der Fussballspieler*innen. Zusätzlich fand ich es beeindruckend, dass es keinen Streit oder unsportliches Verhalten gab. Im Gegenteil wurden Leute dazu gerufen, welche noch nie Fussball gespielt haben. Obwohl das auf den ersten Blick ersichtlich war, wurden sie weiterhin angespielt und die Situationen wurden nicht negativ kommentiert (soweit ich das Verstanden habe und beurteilen kann). Für mich war das Fussballspielen ein schönes Ereignis und nach all den beschäftigenden Momenten war ich froh, einen Moment zu haben in welchem ich die Welt um mich herum vergass. Auf ein Neues lernte ich die Verbindung von Kulturen über Sport kennen. Anschliessend diente mir eine kalte Dusche, um mich wieder fit zu fühlen und das Abendessen erledigte den Rest, um mir nochmals einen kleinen Energieschub zu geben. Abends wollte ich nach Hause telefonieren. Trotz schlechter Internetverbindung und mehrmaligem Abbrechen konnte ich ein paar Minuten mit meiner Freundin sprechen. Obwohl dies sehr guttat, merkte ich wie in mir die Ängste und Sorgen vor den nächsten Wochen wieder anstieg. Das Problem war weniger ein akutes Vermissen als vielmehr die Angst, meine sozialen Kontakte in der Schweiz immer wie mehr zu vermissen, sodass ich nach ein paar Wochen die Zeit in Malawi nicht mehr geniessen kann. Auf das Drängen meiner Freundin hin öffnete ich mich mit meinen Gedanken Benjamin und es half enorm. Zu wissen, dass jemand anderes Verständnis hat und die Gedanken als normal ansieht beruhigte mich. So konnte ich einige meiner Zweifel beseitigen, vor allem, weil ich der Meinung war, dass man so einen Aufenthalt geniessen sollte und nicht bereits so früh Zweifel haben sollte. Dass es für mich das erste Mal so lange und soweit Weg von zu Hause ist konnte mir Benj gut darlegen und gab mir sehr stark das Gefühl, dass auch Zweifel und Ängste eine normale Reaktion auf eine solch ungewohnte Erfahrung sein können.

3. Beitrag – Erste Schulerfahrung

Chikondi brachte uns zu einer Primary School und zu unserem Schreck stellten wir fest, dass wir beide an eine andere Primary School gebracht wurden. Mir wurde sehr deutlich bewusst, wie stark ich die letzten Tage mit Benj zusammen gemeistert habe. Zum Glück begleitete mich aber Focina eine Praktikantin am Chingalire um für mich zu übersetzen. Der Schulleiter hat uns offen und herzlich empfangen, aber mir wurde bald bewusst, dass ich nur mit Englisch wahrscheinlich nicht besonders weit gekommen wäre. Die Primarschule hat mich stark beeindruckt. 1908 Kinder bei nur 16 Lehrpersonen sprechen für sich. Da nicht genug Klassenzimmer zur Verfügung standen, wurden einige Kinder draussen unterrichtet und weil einige Lehrpersonen fehlten, wurden Klassen vom selben Jahrgang (6a und 6b) kurzerhand zusammengelegt. So fand ich mich nur kurze Zeit später im Matheunterricht einer 3. Klasse inmitten von 112 Schüler*innen wieder. Der Unterricht war sehr frontal, was ich aufgrund der Infrastruktur zwar verstehen, aber trotzdem nicht mit meiner Vision von Unterricht vereinbaren konnte. Nach dem Beobachten einer zweiten Lektion verbrachte ich die 10 Uhr Pause mit dem Schulleiter und Focina auf Campingstühlen unter einem Baum. Sofort waren wir von hunderten Kindern umgeben und es brauchte ein Machtwort des Schulleiters und der anderen Lehrpersonen, um nicht von ihnen erdrückt zu werden. Die Aufforderung den Kindern etwas zu erzählen, liess mich in der ohnehin schon unangenehmen Situation noch kleiner werden und ich versuchte sie mit sehr einfachem Smalltalk zu beglücken. Von all diesen Eindrücken wurde mir bewusst, wie anders ich für die Menschen an dieser Schule bin. Als mich dann aber eine Lehrperson aufforderte, die nächste Englischlektion zu leiten, waren diese Gedanken schnell im Hintergrund und ich musste mir in zwei Minuten eine Lektion überlegen. Während dem Unterrichten war mir aber trotz dessen sehr wohl. Focina übersetzten, in den Momenten als ich mit Englisch nicht mehr weiterkam, und die Kinder respektierten mich als Lehrperson und versuchten gut mitzumachen. Der Lehrer war offensichtlich ebenfalls zufrieden, sodass er mich gleich auch mit der Führung der darauffolgenden Lektion beauftragte. Diese Erfahrung war interessant und ich war sehr froh, die Entscheidung pro Malawiaaufenthalt getroffen zu haben. Froh war ich allerdings auch, als ich das Auto von Chikondi und Benj erblickte und nun nicht mehr der einzige Fremde war, dem bei der anschliessenden Mittagspause Fragen gestellt wurden. Wie bereits die Tage davor wurde ich so stark von den Eindrücken überrannt, dass eine kurze Pause in Chingalire schnell zu einem einstündigen Nap wurde. Später fuhren wir mit Chikondi auf den lokalen Markt und entgegen meinen Erwartungen fühlte ich mich nicht fehl am Platz. Bis auf einige Blicke fühlte ich mich in die Dynamik des Marktes integriert und war froh, dass aufdringliches Verkaufen nicht zu den Methoden der Marktverkäufer*innen zählte. Am späten Abend erreichte mich eine Nachricht meiner Mutter, welche mir ihren Fragen viele der bereits genannten Sorgen und Ängste neu aufmachte und ich erwartete, dass mir das Beantworten schwerfallen würde. Bevor ich dazu kam, überraschte uns Ben mit einem Konzert auf seiner Gitarre und half mir damit unbeabsichtigt enorm. Das Gelächter und die angenehme Zeit liessen mich wirklich im Moment leben und das Antworten auf die Fragen meiner Mutter gelang mir im Anschluss etwas besser. Die Angst vor der kommenden Zeit war zwar immer noch da, aber ich konnte gefestigter damit umgehen. Auch das Schreiben mit meiner Freundin gelang mir so besser. Obwohl ich immer noch stark fühlte, wie mich die Verbundenheit zu den Kontakten in der Heimat zweifeln lässt und mich beschäftigt. Ich fragte mich, wie es damit wohl Geflüchteten ergeht, welche keine Heimreise in Aussicht haben. Dieser Tag war so fordernd und vollgepackt, dass ich am Abend todmüde ins Bett fiel und direkt einschlief.

4. Beitrag – Zugehörigkeit

Das Frühstück nahm wieder eine Person mit uns ein. Es fühlt sich komisch an, dass immer jemand aus der Crew mit uns ist und dadurch frage, ich mich gewisse Fragen. Will der Rest nicht mit uns essen? Dürfen sie nicht? Obwohl wir es mehrmals angeboten haben, lehnten sie stets ab. Zusätzlich fiel mir auf, dass die Gesprächsthemen vor allem auf kulturellem und weniger auf dem Persönlichen beruhen, auch das fühlt sich komisch distanziert an. Nach dem Frühstück besuchten wir eine Secondary School. Sie war merklich wohlhabender als die Primary School und die Kinder sowie die Lehrpersonen sprachen alle gutes Englisch. Wiederum konnten wir vor allem Frontalunterricht beobachten und die Zeit schien kaum vorbeizugehen. Deshalb war ich froh, als wir früher als erwartet abgeholt wurden, um mit unserer Begleitperson in der privaten Klinik einen Malariatest zu machen. Das positive Resultat schien mich bedeutend mehr zu verängstigen als die Einheimischen, welche sich sicher waren, dass die Malaria mithilfe der Tabletten innert 3 Tagen verschwunden ist. Der Chief erklärte mir, dass er ca. 3-mal pro Jahr an Malaria erkrankt. Da ich im Verlauf des Tages Kopfschmerzen erhielt (wahrscheinlich von der Sonne) waren diese Erfahrungen nicht hilfreich. Beim Mittagessen wurden wir wiederum von nur einer Person begleitet. Da es die Malariaerkrankte war, hatte ich das Gefühl, dass immer jemand mit uns essen muss, obwohl ich auch gerne nur zu zweit essen würde. Am Nachmittag besuchten wir zu Fuss einen Markt und wir konnten zum ersten Mal lange und spassige Gespräche führen. Auch beim Markt konnten wir uns bei French Fries viele dumme Sprüche nicht verkneifen, als wir später noch zusammen Baho (Traditionelles Spiel aus Malawi) spielten und mit allen zusammen in der Küche assen, fühlte ich mich das erste Mal richtig zugehörig. Die Einheimischen führten auch immer wieder Gespräche in Chichewa, was mir endlich das Gefühl nahm im Mittelpunkt zu stehen. So fühlte ich mich das erste Mal richtig zugehörig. Nach dem Essen widersprach mir plötzlich niemand mehr als ich beim Abwasch helfen wollte, und so konnten diese Erfahrungen meine, am Nachmittag wiederkehrenden, Sorgen übertönen und ich ging mit einem guten Gefühl ins Bett.

5. Beitrag – Traditionelle Dörfer und Spieleabend

Am Morgen unseres letzten vollen Tages in Chingalire haben uns Maevis und Chikondi verschiedene, traditionelle Nachbarsdörfer gezeigt. Wir haben viele der Tänzer*innen wieder getroffen, welchen wir bereits begegnet sind. Es war auffällig, wie wertvoll für sie unser Besuch war, obwohl jede Konversation und Diskussionsrunde schnell versandeten. Für mich war es krass, die Armut zu sehen, in welcher die Menschen leben. Kleine einfache Lehmhäuser, welche bereits luxuriös waren, sobald sie ein Wellblechdach besaßen. Bewohnt von meist mehreren Menschen in kaputter Kleidung. Diese Gedanken beschäftigten mich stark. Wir liefen viel und durften uns einige Male im Tabakblätterbinden versuchen. Dementsprechend hatten wir viel Zeit, in welcher die Gedanken drehen konnten, und ich merkte, dass mich immer wieder Gedanken, die die Heimat betreffen beschäftigten. Ich fand es sehr speziell, dass ich diese Gedanken nicht abstellen konnte, obwohl ich sie mehrmals durchgedacht habe und es mir nicht hilft, immer wieder darüber nachzudenken. Zusätzlich konnte ich die Gedanken nicht von den Menschen in den Dörfern lösen, welche so verschieden waren zu mir und welche auch in einer anderen Welt lebten. Diese ganze Ungleichheit und Fremdheit konnte ich bis in den Nachmittag nicht mehr abschütteln. Dann trainierten aber die Tänzer*innen in Chingalire und anschliessend waren sie motiviert, mit uns Spiele zu spielen. Von Red7 über Uno zur Gitarre war alles dabei und für mich waren es sehr freie, integrierte Momente. Ich hatte nicht das Gefühl irgendwie integriert zu werden oder ähnliches, es war einfach eine natürliche Spielgruppe wie ich sie auch mit meinen Freund*innen haben würde. Es fühlte sich sehr gut an und führte auch dazu, dass ich wirklich im Moment lebte. Das Gleiche galt auch, für ein

Zusammensein mit Benj. Für einmal ein Gespräch zu haben, ohne von irgendjemandem aus dem Dorf „betreut“ zu werden, fühlte sich sehr gut an. Vor allem, weil man es dann auch auf Schweizerdeutsch führen kann.

6. Beitrag – Reise

Heute reisten wir zuerst mit Chikondi von Chingalire nach Lilongwe und anschliessend mit dem MiniBus weiter zum TTC in Machinga. In Lilongwe organisierte uns Chikondi die Reise und den Preis. In einem MiniBus für 12 Personen starteten wir also die Reise mit ca. 20 anderen, ohne Gurte und einem Kilometerzähler auf 512 000 km. Dementsprechend angespannt war ich bereits zu Beginn der Reise. Vor allem die vielen Polizeikontrollen und Pausen, welche von lauten Gesprächen begleitet wurden, von denen ich kein Wort verstand, fühlte sich immer sehr langwierig an. Die vielen Schlaglöcher und Geschwindigkeiten bis 120 km/h führten weiterhin zu einem erhöhten Stresslevel. Mit der Zeit kehrte aber eine komische Ruhe ein. Ich fand mich damit ab, nichts steuern und nichts verstehen zu können und so lief die Reise nicht schlecht vor sich hin. Als wir dem Ziel immer näherkamen, nahmen aber die Stopps zu, um weitere Reisende aufzunehmen. Dementsprechend nahmen auch die Angebote der Händler bei den jeweiligen Stopps zu. Diese sehr laute und direkte Art des Verkaufens forderte mich und ich hatte Mühe alle Reize zu verarbeiten. Vor allem, weil wir in der Zwischenzeit auch den MiniBus mit samt Fahrer wechseln mussten und niemand mit uns sprach. Dementsprechend unsicher waren wir, ob wir überhaupt an den richtigen Ort gebracht wurden und ob all unser Gepäck noch vorhanden war. All diese Gedanken und Reize führten dazu, dass ich mir etwas hilflos vorkam, nur weil ich die Sprache nicht verstand. Dass es vor allem an der Sprache lag, wurde mir im TTC bewusst, als wir ohne zusätzliche Kosten mit allem Gepäck am richtigen Ort ausgeladen wurden. Im TTC selbst wusste niemand so recht, was mit uns anzufangen war. Trotzdem wurden wir herzlich empfangen und unsere Zimmer gezeigt.

7. Beitrag – Ankunft am TTC

Zu Beginn, wurden wir der Co-Principal vorgestellt, bei welcher wir einige Minuten auf den Principal warten mussten. Dieser tauchte erst ca. 1.5 h später auf, um uns dann kaum Informationen geben zu können. Tatsächlich mussten wir dann wieder zurück ins Büro der Co-Principal und sie versuchte die Dinge zu organisieren. Dafür kamen etwa fünf verschiedene Lehrer*innen vorbei und besprachen verschiedene Dinge, am Schluss wusste trotzdem niemand so richtig wohin mit uns. Das in Kombination mit einer sehr unangenehmen Vorstellungsrunde durch den Schülervorsitzenden, bei welchem wir in jeder Klasse vorgestellt wurden, aber kaum selbst sprachen, gab mir das Gefühl von völligem Chaos. Niemand war auf uns vorbereitet und trotz der netten Art führte das dazu, dass ich mich nicht willkommen fühlte. Zusätzlich schwand meine Lust für die nächsten 6 Wochen hier zu sein und ich merkte, wie ich in meinem Kopf Pläne schmiedete, um den Aufenthalt angenehmer oder kürzer zu machen. Das alles resultierte in einer ziemlich schlechten Laune um den Mittag herum. Dann trafen wir wieder Memory, die wir bereits vom Vortag kannten und gingen mit ihr in die Stadt, um einige Einkäufe zu erledigen und spielten mit ihr und ihren Neffen verschiedene Spiele. Da sie alle gutes Englisch sprechen und das Setting viel ungezwungener war als mit den Studenten gab mir das ein gutes Gefühl. Als wir in der Stadt auf dem Markt waren, wurde mir aber wieder einmal bewusst, wie fremd ich bin. All die Eindrücke, die fremde Sprache und all die Dinge, die ich nicht in Worte fassen kann, überforderten mich. Mir wurde bewusst, wie stark ich in diesem Moment an Memory gebunden bin, um meine Einkäufe zu erledigen. Das Gefühl, dass einem diese Selbstständigkeit genommen wird, war sehr krass und irgendwie befremdlich. Am Abend wurden wir von Memory und ihrer Mutter zum Abendessen eingeladen.

Gerade, weil wir helfen konnten, mit dem Abwaschen oder dem Schneiden von Früchten fühlte sich dieses beisammen sein gut an. Es war sehr ungezwungen und basierte auf gegenseitiger Hilfe, dieses Gefühl mag ich viel mehr als das des bedient Werdens, wie es im Chingalire der Fall war. Morgen werden wir die ersten Schulstunden besuchen und ich bin gespannt, wie das sein wird.

8. Beitrag – Erster Schultag

Heute starteten wir in den Schulalltag. Gleich zu Beginn fiel auf, dass die Unterrichtsstunden nichts von unseren gewohnten schweizerischen Unterrichtsstunden hatten. Gleich drei Gruppen präsentierten die gleichen Resultate. Dementsprechend langweilig und langwierig verging die erste Unterrichtsstunde. Anschliessend fielen gleich mehrere Stunden aus, weil die Lectures nicht kamen. Beeindruckend fand ich, wie sich die Studierenden trotzdem in ihren Gruppen zusammenfanden, um verschiedene Aufgaben zu erledigen. Als ich meiner Gruppe beitrug, um mit ihnen zu arbeiten, wurden mir schnell die Ineffektivität der Arbeitsweise bewusst. Das Diskutieren von unnützen Details nahm den Grossteil der Zeit ein und zum Schluss wurde kaum etwas beantwortet. Ausserdem wurde viel Online recherchiert/ abgeschrieben und die Diskussion basierte vor allem auf diesen Resultaten anstelle von Meinungen. Während der Interaktion mit den Studierenden wurde mir bewusst, dass die Sprache eine Barriere darstellt, obwohl sie alle beherrschen. Es ist viel schwieriger, Witze zu machen und die verschiedenen Winkel der Sprache gut zu nutzen. Dementsprechend schwierig ist es seine ganze Persönlichkeit mitzuteilen und sich zu integrieren. Leider stellt auch ihr Akzent ein grosses Problem dar. Gerade bei erhöhter Lautstärke verstehe ich sie kaum und muss immer wieder nachfragen. Aufgrund der langweiligen Unterrichtsstunden und der schwierigen Interaktion kann ich mir nur schwierig Vorstellen für sechs Wochen hier zu sein. Vor allem, weil ich den Mehrwert für uns nicht sehe.

9. Beitrag – Gute Zeit

Wie gewohnt fielen auch heute mehrere Stunden aus. Nachdem dies für die ersten Beiden gewohnt lästig war und kaum vorbeigingen, wurde es besser. Ich hatte längere Gespräche mit den Studierenden und als sie für Fotos fragten, wollten plötzlich alle eines und wir hatten mächtig Spass diese zu schiessen. Obwohl es mir sehr unangenehm war, dass alle ein Foto mir machen wollten und ich mich dadurch nochmals mehr fremd und anders gefühlt habe, war es doch schön gemeinsam zu lachen und verschiedene Posen durchzuprobieren. Am Abend nach dem Unterricht haben uns drei Studenten bei unserer Unterkunft besucht und fragten, ob wir mit ihnen Volleyball spielen würden. Dies war ebenfalls toll und liess für einige Zeit alle anderen Gedanken verfliegen. Beim Spielen selbst kam ich aber nicht über die üblichen Smalltalk-Themen hinaus. Da die Student*innen fast durchgehend in Chichewa sprachen, war auch eine andere Interaktion oder ein Folgen der Gespräche schwierig. Trotzdem waren wir sehr im Mittelpunkt und sollten möglichst immer die Möglichkeit haben zu spielen, obwohl andere Student*innen auch gerne mitgespielt hätten. Dieser lieb gemeinte Akt im Sinne der Integration löste in mir ein unwohles Gefühl der Bevorteilung aus.

10. Beitrag – Schulalltag

In den letzten beiden Tagen wurde mir und Benj bewusst, wie langweilig und unnützig der TTC-Alltag für uns ist. Die Vorlesungen sind nicht interessant, die Studierenden haben keine Meinung und schreiben alles eins zu eins aus dem Internet ab und die meisten Dozierenden sind komplett unvorbereitet, sofern sie überhaupt kommen. Mir ist bewusst, dass wir weniger für die Inhalte und mehr für die Interaktionen hier sind. Diese sind aber ebenfalls komisch. Sie bestehen nur aus immer gleichbleibenden Smalltalk Sätzen und ab und zu einigen Gedanken

zu kulturellen Unterschieden. Allerdings ist es kaum möglich über persönliche Themen und interessante Meinungen zu diskutieren. Einerseits werden solche Themen nicht angesprochen und andererseits, gibt es kaum Meinungen, wenn ich sie anspreche. Deshalb frage ich mich ein bisschen nach dem Sinn des Aufenthaltes. Mir fällt zusätzlich auf, dass mit der fallenden Motivation für Konversationen auch die Abgrenzung zu nimmt. So verbringen Benj und ich nun wieder fast alle Unterrichtsstunden beieinander, um wenigstens miteinander sprechen zu können, obwohl das für eine gelungene Interaktion mit den Studenten sicher nicht förderlich ist. Heute Abend kam dann aber doch noch der Aufsteller, im Musikraum beim Gitarre üben wurden wir von zwei herzlichen Studenten angeleitet und es entstand sowas wie eine ungezwungene, persönliche Konversation. In dieser Situation fühlte ich mich viel wohler und konnte auch wieder echte Freude empfinden, ohne mich zu einem Lächeln zwingen zu müssen, weil es ganz natürlich kam. Deshalb habe ich mir vorgenommen diese Beziehung zu intensivieren.

11. Beitrag – Wochenende

Nach der guten Erfahrung am Vortag trafen wir uns heute wieder mit den beiden Studenten im Musikraum. Sie lernten uns Gitarre und wir boten ihnen anstrengende Gegner für ihre Schachpartie, sodass dieses Zusammensein sehr unkompliziert und angenehm war. Die Gespräche fokussieren sich im Moment nur auf diese beiden Themen, da dies aber bereits besser ist als der übliche Smalltalk bin ich damit sehr zufrieden. Zusätzlich fiel mir heute wieder auf, wie wertvoll es ist mit einem Freund der einem in Sprache, Kultur und auch als Mensch versteht. Wieder einmal haben Benj und ich unsere Gedanken ausgetauscht und miteinander besprochen, wie üblich half das und ich fühlte mich verstanden. Am Nachmittag bereiteten wir dann eine Rösti, mit den auf dem Markt erworbenen Lebensmitteln, für unsere Nachbarn zu. Dies war ein grossartiges Erlebnis und ermöglichte uns neben dem Essen von Kartoffeln (anstelle von Sima) vor allem das aktive Teilen eines Teiles unserer Kultur. Das fühlte sich gut an. Während des Kochens kamen zwei Klassenkameradinnen vorbei und brachten uns Pombe (Melonen ähnliche Frucht aus der Familie der Gurken) um diese mit uns zu essen. Es hat mich sehr gefreut, dass sie sich diese Mühe für uns gemacht haben, und gibt mir das Gefühl bei ihnen willkommen zu sein, obwohl neben dem Essen der Pombe kaum ein Gespräch stattfand und Fragen weiterhin oberflächlich bzw. nichtssagend beantwortet wurden. Nachdem wir uns masslos mit Rösti überessen haben, gingen wir ziemlich direkt schlafen.

12. Beitrag – Freistunden

Heute sind 5 von 6 Stunden ausgefallen und trotzdem mussten wir die Zeit absitzen. In der einzigen stattfindenden Stunde fiel mir wieder auf, wie wenig Gegenwehr unsere Antworten erhalten. Bei Unsicherheit hat die Dozentin mehrmals uns gefragt und die Antwort dann als richtig stehen lassen. Irgendwie fühlt sich das befremdend an bzw. so, als würde man höhergestellt werden als die anderen Studierenden. Leider kam es trotz der vielen Freistunden nicht zu einer grossen Interaktion mit den anderen Studierenden. Wie gehabt ist es zwar lustig, die Gespräche sind aber oberflächlich. Anders war das beim Abendessen mit Mr. Mandala einem Dozenten des TTC. Er lud uns zu sich nach Hause ein und wir hatten einen schönen Abend mit interessanten Gesprächen. Für mich fühlte es sich speziell an, dass ein erwachsener Mann der wahrscheinlich ungefähr 60 Jahre alt ist, uns als seine Gäste empfangen wollte. Es fühlte sich nicht so an, als ob es nur ein guter Wille uns gegenüber war. Viel eher war es für ihn eine Ehre uns zu empfangen. Das zeigte sich auch an diversen Entschuldigungen zum Essen und zur Ausrüstung des Hauses, obwohl beides weit über dem bisher erfahrenen Standard war. Obwohl es ein interessanter Abend war, wurde ich das Gefühl nicht los, dass diese „Verehrung“ von Europäern stark mit der gemeinsamen Vergangenheit zu tun hat. Dies führte dazu, dass

sich die Gastfreundschaft zum Teil falsch anfühlte, weil wir keineswegs verehrt werden wollen.

Aufgrund der immer gleichbleibenden Gespräche und den ausbleibenden Erfahrungen haben wir heute mit Marc Wagner von der NMS telefoniert. Wir wollten einiges an unserem Programm verändern, um uns die bestmöglichen und sinnvollsten Erfahrungen zu ermöglichen, da wir der Meinung sind, dass es auch nicht im Interesse der NMS sein kann, wenn wir hier nur unsere Zeit absitzen. Verständlicherweise wollte er für seine Antwort noch etwas Bedenkzeit. Allerdings hat mir im Gespräch, trotz sehr guter Vorbereitung und vorgeschlagenen Kompromisslösungen von unserer Seite, so ein bisschen das Verständnis gefehlt. Da ich nicht nachvollziehen kann, wieso wir nicht alle nach der bestmöglichen Erfahrung suchen, auch wenn das eine Abänderung des eigentlichen Programmes mit sich zieht, hat mich das sehr enttäuscht. Natürlich steht eine Antwort noch aus und ich muss bis Mittwoch abwarten. Ich hoffe, dass wir dann eine gute Lösung für alle Seiten finden.

13. Beitrag - Anders

In den letzten beiden Tagen vielen mir verschiedene Dinge auf, im Umgang mit den Einheimischen und der Distanz zwischen uns und den Einheimischen. Das erste Mal konkret aufgefallen ist es mir im Unterricht. Mir wurde klar, wie anders uns die Dozierenden behandeln. Sie kennen unsere Namen, Grüßen uns immer persönlich, Verlangen immer wieder die Beteiligung von uns und fragen nach, wenn sie sich selbst unsicher sind. In diesen Momenten ist unsere Antwort die Richtige, auch wenn wir selbst unsicher sind, die Antwort nur auf die Schweiz bezogen stimmt oder mehrere Antworten richtig sind. Insofern messen sie uns (zu) viel Wissen zu.

Auf der anderen Seite habe ich manchmal das Gefühl, dass uns die Studierenden sehr wenig wissen zu muten. Oftmals erklären sie uns einfache Sachen sehr langsam und wiederholen es auch mehrmals. Mit der Zeit bekam ich das Gefühl, dass dies an der Sprachbarriere liegt. Niemand spricht Englisch als Muttersprache und beide Seiten haben grosse Mühe mit dem Akzent des jeweils anderen. So können sie unsere Antworten nicht verstehen und halten sie für falsch, während wir die Aufgaben nicht verstehen und unwissend wirken. Ausserdem wurde mir ein ungleiches Verhältnis zwischen Einheimischen und uns bewusst. Schon mehrmals habe ich über die spezielle Interaktion berichtet, heute wurde mir bewusst, wieso diese so ungleich komisch ist. Alle Gespräche, die wir führen (Wie geht es dir? Wetter? Vgl. Schweiz? Etc.), führen wir an einem Tag viele Male. Deshalb fühlt es sich für uns oberflächlich, langweilig und distanziert an. Für die Einheimischen ist es aber jeweils nur einmal und deswegen normal. Ich kann mir sogar vorstellen, dass die meisten mit der guten Absicht der Integration diese Gespräche starten (ich glaube ich würde mich so Verhalten, wenn die Situation andersherum wäre) und dies bei uns völlig anders ankommt, weil es viele versuchen und so auch einzelne tiefere Kontakte erschwert werden. Ansonsten sind sich die Schultage sehr ähnlich und das Gitarrenspielen bleibt ein Highlight. Deswegen belasse ich den heutigen Bericht dabei.

14. Beitrag - Aidsheilmittel

In den vergangenen zwei Wochen ist mir bei den Erzählungen etwas ein wenig untergegangen. Die Gastfreundschaft unserer Nachbarn ist unschlagbar und ich bezweifle, dass wir im „Westen“ auch so herzlich behandelt worden wären. Oftmals werden wir zum Abendessen eingeladen, wenn es regnet, wird unsere Wäsche nach drinnen geräumt, unsere Wassertanks werden regelmässig aufgefüllt, uns werden Snacks nach drüben gebracht (Gurkensalat etc.) und man vertraut uns so, dass die Kinder gut mit uns allein in den Musikraum mitkommen

dürfen. Es ist sehr schwierig alles Liebe in Worte zu fassen, dabei beeindruckt mich vor allem der Fakt, dass wir sicherlich mehr Geld besitzen als sie. Trotzdem werden wir immer wieder zum Essen eingeladen, auch wenn das sicherlich ihre Kosten in die Höhe treibt. Oftmals fühle ich mich genau deswegen auch etwas unwohl. Für sie kommt es aber nicht in Frage, dass wir etwas bezahlen auf dem Markt oder das wir einmal mehr in der Cafeteria essen. Im kleinen Rahmen kann ich mit den Mitstudierenden ähnliches beobachten. Sie laden uns in ihre Hostelzimmer ein, teilen mit uns die wenigen Snacks, die sie haben und wollen immer, dass wir auf ihrem Bett oder ihrem Stuhl sitzen. Mich beeindruckt, wie diese Menschen teilen und abgeben, obwohl sie selbst nicht viel haben.

Heute war wieder einer der immer gleichbleibenden Schultage. Deshalb möchte ich nun nur noch eine Konversation von heute hervorheben. Einerseits weil es endlich eine tiefere, persönlichere und längere Konversation war und andererseits, weil ich den Inhalt davon gerne aufschreiben würde. Die meiste Zeit habe ich die Konversation allein (ohne Benj) geführt und hatte das Gefühl, dass dies vielleicht auch noch etwas Lockerheit gebracht hat, da das Gegenüber nicht immer mit zwei Personen konfrontiert war. Wir besprachen viele Dinge und immer wieder hat mein Gesprächspartner (Enock) von „us africans“ gesprochen. Als ich ihn darauf ansprach, erklärte er mir, dass es eine Kultur gibt, welche sich alle Einwohner des Kontinentes teilen und eine weitere Kultur, die Landes- oder Regionspezifisch ist. Ausserdem sei diese Verallgemeinerung nicht rassistisch, solange sie von ihm kam. Sie wäre aber in seinen Augen rassistisch, wenn ich sie tätigen würde. Als Beispiel der afrikanischen Kultur nannte er mir die Untreue in Ehen und Beziehungen. Darüber kamen wir auf das in den Schulbüchern allgegenwärtige Aids-Problem zu sprechen. Seine Erklärung zeigte mir auf, wieso dieses Problem so gross ist:

Schliesslich würden in den Dörfern sowieso niemand verhüten, um durch eine etwaige Schwangerschaft vom Besitz des Vaters der Frau zu profitieren und zusammen ein wohlhabenderes Leben zu haben. Unter den Studenten („more educated people“) sei gerade das Kondom nicht mehr verpönt, aber je nachdem verzichte man trotzdem, da die ganze Erfahrung wichtiger sei als die Verhütung. Gemäss Enock sei HIV / Aids sowieso nicht schlimm, da sie in Malawi ein Heilmittel dafür kennen. Es würde aus verschiedenen heimischen Pflanzen gemacht. Da aber die Regierung weiterhin die Hilfsgelder des Westens erhalten möchte, verschweigt sie dies und bringt Personen, die das Wissen verbreiten möchten, zum Schweigen.

Von diesen Aussagen war ich ziemlich geschockt und stellte meinen anfänglichen Widerspruch auch rasch ein, weil ich merkte, dass es ihm mit diesen Meinungen wirklich ernst ist. Auch ohne Medizin habe er keine Angst vor Aids und würde auf Verhütung verzichten, wenn er sich in dieser Situation so fühlen würde. Mich schockiert diese Aussage (zusammen mit der Aussage aus einem Schulbuch „teachers should emphasise abstinence and not the use of condoms“) und zeigt auch auf, weshalb diese Problematik hier nach wie vor sehr gross ist. So ist auf jeden Fall keine Besserung in Sicht.

15. Beitrag - Safari

In den letzten Tagen ist viel passiert. Das TTC hat ihr Programm für unseren Aufenthalt vorgelegt und uns damit so überzeugt, dass das Gespräch mit Marc überflüssig wurde. Ausserdem haben wir viel für diese Zeit gesucht und gebucht und sie währenddessen zum Entschluss gekommen, dass es für uns die rundeste Erfahrung gibt und uns vor viel Stress zu Hause bewahrt, wenn wir bereits zwei Wochen früher als eigentlich geplant nach Hause zurückkehren. Somit sind wir die von der NMS geplanten sieben Wochen hier. Davon sechs im Rahmen

des TTC, welches uns aber mit verschiedenen Aktivitäten, Praktika und Ausflüge viele Erfahrungen neben den Vorlesungen ermöglichen will.

Während diese Prozesse im Gang waren, gingen wir weiterhin in die Vorlesungen und am Samstag machten wir einen Game-Drive durch den Liwonde National Park.

In den Gesprächen und den Vorlesungen wird immer wieder Geld aus dem Ausland thematisiert. Dabei geht es oft darum, dass Malawi und das Bildungssystem darauf angewiesen ist und das einige Projekte gerade zur Inklusion vor allem aufgrund der Anforderungen der geldgebenden Länder umgesetzt werden. Immer wieder fällt dabei die USAid Organisation. Von Marc wissen wir, dass die USA seit dem Amtsantritt von D. Trump praktisch alle Gelder für diese Organisation in Malawi eingestellt hat. Da dies nicht thematisiert wird, frage ich mich welche Auswirkungen das haben wird und ob die Menschen hier von dieser Änderung wissen. Ausserdem finde ich die Beobachtung, wie viel in den Vorlesungen über ausländisches Geld gesprochen wird krass. Oftmals erhalte ich das Gefühl, dass man all diesen Projekten sehr positiv eingestellt ist und kaum kritisch hinterfragt. Dies führt oft dazu, dass Malawi selber in ein schlechtes Licht gestellt wird. Anders gehe es nicht, man braucht diese Hilfe etc. In der Schweiz ist dies offensichtlich kein Thema. Wir überlegen uns oft, ob diese Hilfe überhaupt erwünscht ist. Ich erhalte das Gefühl, dass es sehr willkommen ist. Allerdings wird mir zu wenig kritisch über die Interessen und Historie der Geldgebenden gesprochen.

Zusätzlich fiel mir in letzter Zeit auf, dass sich die Studierenden langsam an uns gewöhnen und es nun immer öfters vorkommt, dass Studierende an uns vorbeigehen, ohne uns anzustarren oder uns in eine der belanglosen Gespräche zu verwickeln. Es passiert immer noch und ich fühle mich dabei wie bereits beschrieben immer noch etwas komisch, aber es wird weniger.

Die Erfahrung der Safari war schön. Wir durften Büffel, Krokodile, Elefanten, Flusspferde und viele weitere Tiere in „freier“ Wildbahn beobachten. Für mich war es interessant zu sehen, wie alle Dinge, die in Malawi oftmals nicht funktionieren, an diesem Touristenspot sehr gut funktioniert haben. Fliessendes Wasser, WC's, Strom und sogar gekühlte Getränke waren alle vorhanden und funktionierten einwandfrei. Das hat mich gefreut, zeigte mir aber gleichzeitig auch auf, wie gross der Unterschied innerhalb des Landes sein kann. Daraufhin fragte ich mich, ob der Tourismus dem Land hilft, indem er Geld bringt oder ob der Tourismus zum Problem der grossen Schere beiträgt, indem das Geld des Staates in Touristenattraktionen anstelle von öffentlichen Ressourcen investiert wird.

Für unsere Reise zum Nationalpark wurde uns 15' vor unserer geplanten Abreise mit dem öffentlichen Verkehr mitgeteilt, dass uns ein Fahrer zur Verfügung gestellt wird. Bei zwei von drei PickUps war er zu spät und es bedurfte vielen Telefonaten, um alles zu organisieren. Insofern wäre es uns wahrscheinlich lieber gewesen, mit einem MiniBus unterwegs zu sein, vor allem weil wir auf 10:00 im Nationalpark gebucht hatten. Trotz all den verbrauchten Nerven und allen Verspätungen ging unser Programm perfekt auf und der Fahrer war für einige, mit dem ÖV schwerer erreichbare, Strecken wirklich ein Vorteil. Uns wurde dieser kulturelle Unterschied der Pünktlichkeit und Verlässlichkeit nochmals stark bewusst. Gleichzeitig können wir nach 3 Wochen in Malawi auch sagen, dass es trotzdem funktioniert. Noch nie hat etwas nicht geklappt, wurde teurer oder versucht mit uns mehr Geld zu machen. Trotzdem präferiere ich die genaue, verlässliche Organisation, wenn man sich etwas mehr auf die hiesige „Organisation“ einlassen würde, funktioniert sie aber auch.

16. Blackout

Mit einem Blackout meinen die Personen hier einen Stromausfall. Da dieser am TTC die letzten fünf Tage anhielt, mussten wir auch das Schreiben des Tagebuches unterbrechen. Ich habe mir zu den wichtigsten Punkten Notizen gemacht und versuche sie nun in diesem Kapitel zusammenzufassen.

Aufgrund eines Feiertages am Montag war auch dieser Teil des Wochenendes. Wir nutzen die Zeit, um den Ku Chawe in Zomba zu besuchen. Memory musste ebenfalls nach Zomba und wir durften mit ihr mitfahren. Auf der Autofahrt erzählte sie uns, dass uns einer ihrer Kollegen auf dem Ku Chawe herumführt. Mich hat es ein wenig irritiert, vor allem weil wir nie gefragt wurden, ob wir dies überhaupt möchten. Im Nachhinein wäre ich lieber allein unterwegs gewesen. So hatte ich immer das Gefühl, dass er etwas für uns machen muss und fühlte mich dadurch weniger frei. Ausserdem hatte ich immer das Gefühl mit ihm ein Gespräch führen zu müssen. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, dass jemand in unserem Alter an einem Feiertag nichts Besseres zu tun hat als zwei fremde Touristen zu Babysitten. In Malawi ist es mir bereits mehrmals aufgefallen, dass uns immer jemand begleitet. Das fühlt sich an, als ob man uns nicht vertrauen bzw. nichts zutrauen würde und ist dementsprechend ein negatives Gefühl. Später haben wir in Gesprächen herausgefunden, dass es die malawische Kultur sei, Gäste immer zu begleiten. Zusätzlich hat man uns erzählt, dass die Einheimischen kaum Hobbys haben und viele ihre Zeit mit dem Handy oder Alkohol totschiessen. Dies erklärt auch, wieso uns eine fremde Person auf den Berg begleiten wollte. Leider führt es immer zu einem unangenehmen Gefühl des bevormundet seins, welches sich einschränkend anfühlt. Zusätzlich erschwert es die Kommunikation, weil es eine komische Distanz mit sich bringt.

In Zomba haben wir zum ersten Mal in einer Touristen Lodge gegessen und gleich einige europäische Touristen gesehen. Zufälligerweise haben wir am Tag darauf auch in der Stadt europäische Backpacker getroffen. Obwohl wir genauso fremd sind und ebenfalls auf Englisch kommunizieren, war viel weniger Distanz da und die Gespräche verliefen viel angenehmer. Dieses Unbekümmerte würde ich mir auch für die Kommunikation mit den Einheimischen wünschen und kann mir nicht wirklich erklären, wieso diese Unterschiede auftreten.

Die nächsten beiden Tage verbrachten wir im Praktikum mit der Hospitation von verschiedenen Lektionen. Leider waren die Konversationen auch hier speziell. Einerseits waren wir sehr willkommen und der Schulleiter beorderte sogar alle Lehrpersonen aus dem laufenden Unterricht, nur um sie uns vorzustellen und andererseits waren es genau solche Momente, die Distanz schaffen und mir auch unangenehm waren.

Dasselbe galt auch für das Hospitieren des Unterrichts. Die Lehrpersonen hiessen uns herzlich willkommen, aber banden uns danach überhaupt nicht in den Unterricht ein. Sie haben den Kindern nicht einmal erklärt, wieso nun zwei Touristen hinten im Klassenzimmer sitzen. Nach der Lektion wurden wir dann meistens nach Feedback gefragt. Diese Gespräche waren auch speziell, weil überhaupt nicht diskutiert oder nachgefragt wurde. Ich erhielt das Gefühl, dass man einfach von uns hören will, dass ihre Lektion gut war, ohne an wirklichem Feedback interessiert zu sein. Oftmals haben die Studierenden (die unterrichtet haben) oder die Lehrpersonen ihre eigene Lektion sehr schlecht und wenig differenziert reflektiert. Dies hat mir nicht das Gefühl gegeben, dass wirklich Platz für Verbesserungen wäre und zum Teil auch erklärt, wieso nur nach Pseudo-Feedback verlangt wurde. In einer Klasse haben wir auch einem blinden Studenten beim Unterrichten zu sehen dürfen. Mich hat es beeindruckt, wie er seinen Lektionsplan mit einer Nadel in der Brailleschrift verfasst hat und sich immer wieder daran orientieren konnte. Er konnte auch Kinder drannehmen, weil sie leise „sir“ riefen anstatt

Aufzugstrecken. Allerdings brauchte es eine zweite Lehrperson, die für ihn Dinge an die Wandtafel notierte. Gerade weil er so nicht unabhängig inkludiert wird und in Malawi viele Absolventen des TTC jahrelang auf eine Anstellung warten, frage ich mich, inwiefern sich dieses „inklusive“ Angebot lohnt. Vor allem, weil an vielen anderen Stellen Geld im Bildungswesen fehlt (Schulbücher, Tische, Licht etc.). Natürlich finde ich es schön, dass es auch in Malawi Bemühungen gibt, um Personen mit einer Beeinträchtigung zu inkludieren. Es scheint allerdings nicht zu Ende gedacht. Unter anderem, deswegen habe ich immer wieder den Gedanken, dass diese Inklusionsthematik auch von aussen in das Land gebracht wurde. Zum Beispiel als Anforderung, um für gewisse Hilfsgelder infrage zu kommen. Hier bin ich aber am Spekulieren und sicher auch von meinen Vorurteilen geleitet.

17. Praktikum & Reiseerfahrung

Am Donnerstag habe ich selbst in zwei Klassen unterrichtet. Bereits beim Vorbereiten fiel mir auf, wie wenig Ressourcen zur Verfügung stehen. Jegliche, mir bekannte Methoden erübrigen sich, wenn der ganzen Klasse drei „Learners-Books“ zur Verfügung stehen. Meistens erübrigen sich auch die angedachten Methoden aus dem Lehrpersonenband. Dementsprechend schwierig war es, den Unterricht zu planen. Ich habe trotzdem auf aktivierende Methoden zurückgegriffen und damit einige Kinder verwirrt. Es wurde offensichtlich, dass die Kinder solche Methoden nicht kennen. Ich finde es beängstigend, dass die Kinder nicht zum selbst denken angeregt werden und deswegen auch inkompetent werden es zu tun. Deshalb hatten sie Mühe sich ein Thema anzueignen, es in eigenen Worten zu formulieren und zu präsentieren. Entsprechend holprig verlief meine Lektion. Allerdings stellte ich fest, dass es zum Ende der Lektion bereits viel besser lief als noch zu Beginn und schliesse deshalb darauf, dass die Kinder sehr wohl fähig wären selbstständig zu arbeiten, wenn ihnen das gelernt würde. Leider haben viele Lehrpersonen gesagt, dass die Kinder dies nicht könnten und auch ein Dozent am TTC hatte die Einstellung, dass die Studierenden nicht selbst denken und arbeiten können und er deshalb langweiligen Frontalunterricht mache. Das Problem wird also ausgelagert und mit diesen Begründungen sehe ich keine Besserung in naher Zukunft. Ich hoffe, dass mir diese interessante Erfahrung hilft, die Ressourcen und Möglichkeiten in der Schweiz mehr wertzuschätzen. Leider war die Erfahrung in der Interaktion mit den anderen Lehrpersonen wieder komisch. Wie bereits erzählt wurden wir immer begleitet und uns wurde kaum etwas alleine zuge-
traut. Wir warteten in keinem Büro allein, wurden auf den Markt begleitet und durften auch nicht allein einen MiniBus anhalten.

Dieses Begleiten bzw. Babysitten nahm auch in den folgenden Tagen nicht ab. Für die Verlängerung des Visas war mit dem TTC abgemacht, dass wir allein nach Zomba reisen würden. 15 Minuten vor unserer Abreise erhielt ich aber ein Telefon von der Deputy Principal und erfuhr, dass wir doch einen privaten Fahrer erhalten. Zusätzlich begleitete uns unsere Nachbarin Christina und organisierte alles, bis wir den Stempel hatten. Benjamin und ich mussten uns richtiggehend dafür einsetzen, dass wir noch ein bisschen allein in Zoma bleiben möchten, um die Stadt zu besichtigen und etwas zu essen. Dieses ständige Begleiten ist wahrscheinlich lieb gemeint, ist für uns aber wirklich unangenehm und stressig.

Umso glücklicher waren wir, als wir allein zum Lake Malawi reisen durften. Wieder einmal war die Hilfe der Einheimischen sehr angenehm und wir wurden immer richtig angewiesen und fühlten uns sicher. Leider bezahlten wir auch den Touristenpreis. Bei jeder Übergabe sahen wir die Fahrer feilschen, weil sie mehr Geld vom ehemaligen Fahrer wollten, als sie sahen, dass Touristen mitreisen. Insofern fühlte ich mich fremd und merkte auch wie wir ein bisschen ausgenutzt wurden. Aufgrund der krassen Unterschiede im Wohlstand kann ich aber die

Fahrer verstehen und bezahle auch gerne etwas mehr, weil die Reise für unsere Verhältnisse natürlich immer noch sehr günstig war. Trotzdem sind diese Fahrten in den alten, überfüllten MiniBussen auf löchrigen Strassen immer wieder eine interessante Erfahrung. Wir durften sogar noch einen Motorradtrip zu dritt auf einem Motorrad mit drei Rucksäcken erleben. Auch hier gab es keine Helme oder ähnliches, war aber eine wunderschöne Fahrt.

18. Touristen

In den letzten Tagen haben wir mehr Touristen getroffen. Der Lake Malawi ist offensichtlich ein beliebtes Reiseziel in Malawi. Anfänglich waren diese Interaktionen immer einfacher als mit den Einheimischen (wie bereits beschrieben). Allerdings stellt sich nun heraus, dass es trotzdem oft komische Interaktionen sind. Oberflächlich und wie bereits vorhin mit den Einheimischen beobachtet wurde, sehr auf den SmallTalk fokussiert. Es gab aber vereinzelte Ausnahmen. Trotz der mageren Kommunikation führte das Kennenlernen von Touristen zu einem Zugehörigkeitsgefühl. Weil wir alle nicht zu den Einheimischen gehören, bilden wir eine zweite Gruppe. In der Reflexion scheint es absurd, weil die Menschen genauso unbekannt sind wie die Einheimischen und ebenfalls eine andere Staatsbürgerschaft, Kultur, Muttersprache etc. besitzen. Trotzdem erhielt man dieses Zugehörigkeitsgefühl und unternahm dadurch auch automatisch einige Dinge zusammen. Beim gemeinsamen Zeitverbringen fiel mir auf, dass die Touristen hier sind, um die Locals anzuschauen. Es gab mir das widerliche Gefühl eines Zoo's. Man wollte sich die Kultur zwar anschauen und erzählte immer wieder von "Local experiences", war sich aber trotzdem zu schade, um auf „westliche“ Normalität zu verzichten. Dies ging so weit, dass sogar über das Fehlen von Steckdosen direkt neben dem Bett gemeckert wurde. Nachdem wir einige Zeit mit den lokalen Studenten zusammengelebt haben und Stromausfälle, kaltes, nicht fliessendes Wasser und sehr einfaches Essen Alltag waren, habe ich nicht wirklich das Gefühl, dass die Menschen in die Kultur eintauchen möchten. Vielmehr wird ein Distanziertes ansehen angestrebt. Diese Einstellung führte dazu, dass ich mich auch in dieser Menschengruppe der Touristen nicht mehr wirklich zugehörig fühlte.

Bei einer bezahlten Bootstour über ein lokales Touristenangebot wurde mir aber auch bewusst, dass ich ganz klar nicht zu den Einheimischen gehöre und mich auch nicht annähere. Bei der Mittagspause auf einer Insel erhielten wir Teller und Besteck während die Einheimischen entfernt von uns alle aus einer grossen Schüssel assen und sich in Chichewa unterhielten. Die Sprache stellt trotz des weitverbreiteten Englischs immer wieder eine Herausforderung dar. Oft hört man, dass über einem gesprochen wird, versteht aber den Kontext nicht. So gehört man keiner Gruppe an. Dieses Gefühl ist unangenehm und nur nicht beunruhigend, weil man weiss, dass man bald wieder in die Schweiz zurückkehrt, wo man einer Gruppe angehört. In diesem Zusammenhang fällt mir auf, dass für mich die Heimat und die sozialen Kontakte in den letzten vier Wochen nie wirklich aus dem Gedächtnis gegangen sind. Immer wieder gab es Momente, wo ich daran dachte und mich stark auf die Heimkehr freute. Natürlich gab es auch andere Momente, in dem diese Gedanken in den Hintergrund rücken. Dass sie aber trotz der einmaligen Erfahrungen immer wieder präsent sind, überrascht mich. Zu wissen, dass man in ein paar Wochen wieder in die Schweiz zurückkehrt, ist da natürlich beruhigend. Für mich ist es unvorstellbar, wie dieses Gefühl bei Personen sein muss, welche nicht wissen, wann und ob sie ihre Heimat und ihre sozialen Kontakte wieder sehen und sie vielleicht nicht einmal kontaktieren können.

19. Geld

Geld hat mich in letzter Zeit intensiver beschäftigt. Natürlich in erster Linie der Mangel und die ungleiche Verteilung. Zu Beginn der Reise war ich überrascht, dass eines der ärmsten Länder der Welt „gar nicht so arm“ scheint. Mittlerweile sind die Mängel aber klar ersichtlich. Das Bildungssystem ist ungenügend, die Jugend hat kaum Perspektive und die wenigen, denen das Bildungssystem wirklich hilft, haben zu wenig Geld, um ihre gewünschte Ausbildung zu absolvieren. Es können sich nicht mal alle Familien leisten, ihre Kinder in den (vom Staat bezahlten) Primarschulunterricht zu schicken. Immer wieder sehen wir bettelnde oder arbeitende Kinder zu Unterrichtszeiten in den Städten oder auf den Feldern.

Am Lake Malawi wurde dieser Geldmangel das erste Mal nervig. Weil zu dieser Zeit wenig Touristen in Malawi sind, wurden die Marktstände und Waren aggressiver beworben. Dies führte dazu, dass ich oftmals versuchte den Blicken der Einheimischen auszuweichen, um nicht wieder in eine Diskussion zu kommen. Es führte so weit, dass ich vor einem Restaurant zwei deutsche Männer gegrüsst habe und die Einheimischen erst sehr spät angeschaut und gegrüsst habe, aus Angst wieder in ein Verkaufsgespräch verwickelt zu werden. Es fühlte sich schlecht an. Vor allem, weil mein Handeln nur auf die Hautfarbe zurückzuführen ist. Auch beim Nutzen des öffentlichen Verkehrs wurden uns viel zu hohe Preise vorgegeben, die wir herunterhandeln konnten, aber trotzdem überbezahlt. Dieses aggressivere Bewerben und Verhandeln ist ebenfalls nur auf unser Äusserliches und die Annahme von Wohlstand zurückzuführen. Obwohl ich die Gedanken der Personen sehr gut verstehen kann und nachvollziehen kann, dass man jede Gelegenheit nutzt, um ein wenig Geld zu verdienen, wenn man selbst kaum welches hat, finde ich diese Situationen lästig und es gibt mir nicht das Gefühl dazugehören, willkommen zu sein oder nur mit Wärme behandelt zu werden. Trotzdem soll gesagt sein, dass nach einer Einigung auf einen Preis immer alles reibungslos funktioniert hat und niemand versucht, im Nachhinein an noch mehr Geld zu kommen oder nicht die versprochenen Leistungen zu erbringen. Dies führt auch dazu, dass ich mich zwar fremd, aber nie unsicher fühle.

Zusätzlich fiel mir auf, dass die Zeit hier im Gegensatz zur Schweiz keinen Wert zu haben scheint. Wenn man in einem Bus lange wartet, dass noch mehr Personen einsteigen, beschwert sich niemand. Die meisten Menschen liegen hinter ihren Ständen oder AirTel-Kästen und verkaufen höchst selten etwas, trotzdem lohnt es sich mehr als alles andere. Ich nehme an, dass das vor allem daran liegt, dass sie ansonsten gar keine Arbeit zu verrichten hätten. Somit lohnt es sich auch spätnachts noch an seinem Marktstand zu sein, obwohl ich mir nicht vorstellen kann, dass dann noch etwas verkauft wird. Diese Perspektivlosigkeit und verzweifelten Versuche zumindest etwas Geld zu verdienen, finde ich beängstigend und unfair. Laut einigen Einheimischen sei dies nur während der „Off-Season“ so. Trotzdem finde ich es krass, dass es keine besseren Optionen für diese Personen gibt. Mittlerweile sehe ich so viele Missstände, dass ich nicht mal sagen kann, was sich ändern müsste, damit es den Personen hier besser gehen würde. Ich mache mir viele Gedanken zu unserem privilegierten Leben und zu der Unfairness. Ausserdem muss ich auch an die ausländischen Kinder denken, die in der Schweiz mit so vielen Veränderungen, Ungleichheiten und Gedanken/ Sorgen in unser System geworfen werden und nicht die Vorteile haben, die wir hier haben von mehr Wohlstand, befristetem Aufenthalt und eigener Entscheidung hier zu sein. Ich glaube die Challenge gerade z.B. in der Schule ist viel grösser als es mir bis jetzt bewusst war.

20. TTC-Präsentation

Neben den normalen TTC-Erfahrungen haben wir heute etwas sehr Spezielles erlebt. Wir wurden bereits vor einiger Zeit gebeten eine Präsentation zur Schweiz vorzubereiten und sie heute allen Studierenden zu präsentieren. Wieder einmal war der Event offensichtlich schlecht vorbereitet und wir mussten spontan beim Installieren des Beamers und Aussuchen der „Leinwand“ (keine Wand war frei von Postern oder grösseren Löchern) mithelfen. Dementsprechend schlecht waren auch die Bilder und Videos unserer Präsentation zu erkennen. Zusätzlich wussten die meisten Studierenden lange nichts von diesem Event, so war es für sie eher ein unerwünschtes Hinauszögern des Wochenendes als eine interessante Präsentation. Neben unserer Präsentation wollte auch das TTC Malawi präsentieren. Dies machten sie mit traditionellen Tänzen von verschiedenen Student*innengruppen, welche Utensilien aus einfachen Materialien gebastelt hatten. Während ich die Vorstellungen etwas unangenehm „primitiv“ aber durchaus interessant fand, war die Stimmung unter den Studierenden heiter. Sie lachten, sangen mit und hatten Freude. Nicht selten hatte ich aber auch das Gefühl, dass die Freude und das Lachen auch stark von einem Auslachen kamen. Nachdem die Studierenden gemeinsam und sehr stolz ihre Nationalhymne gesungen hatten, wurden auch wir aufgefordert, unsere Nationalhymne zu singen, um die Präsentation einzuleiten. Zum Glück hatten wir das geahnt und den ganzen Vormittag den Text geübt und eine Musikbox zur Unterstützung vorbereitet. Trotzdem war es eine sehr unangenehme Erfahrung, zu zweit vor 300 – 400 Studierenden die Schweizer Nationalhymne zu singen. Auch der Rest der Präsentation war sehr speziell. Die Bilder waren schwierig zu erkennen und die Studierenden hatten Mühe unseren Akzent zu verstehen. Ausserdem hatten wir Mühe, die Geräusche von ausserhalb und innerhalb der Halle zu übertönen. Diese Kombination führte dazu, dass die Studierenden nur wenig Inhalt verstanden haben. Trotzdem hatten sie Freude an der Präsentation und mir auch danach noch Rückfragen gestellt. Da das TTC im Voraus immer wieder gefragt hat, ob wir noch etwas „traditionelles“ Aufführen könnten, beendeten wir die Präsentation mit einem zweiten Lied, dem Alpenflug von Mani Matter. Obwohl uns einige Fehler unterliefen, hatten die Zuschauenden Freude und ich war froh, dass wir uns auch dazu gezwungen hatten, obwohl es mir im Moment wirklich unangenehm war.

21. Blantyre

Der Besuch in Blantyre war speziell. Nachdem uns Ben diese Stadt "empfohlen" hat, gab es sehr wenig zu sehen und der Aufenthalt hat sich diesbezüglich nicht gelohnt. Allerdings wurde mir einiges im Wechselspiel zwischen uns und den Einheimischen bewusst. Als wir zur Strasse des TTC gingen, um einen MiniBus anzuhalten, hielt direkt ein Auto an, um uns mitzunehmen. Da er sowieso nach Blantyre fahre. Sofort hatte ich Gedanken: "Ist es sicher allein in einem fremden Auto? Was machen wir, wenn er uns woanders hinfährt? Verlangt er nicht viel zu viel Geld?" etc. Mir ist aufgefallen, dass ich mir meistens solche kritischen Gedanken mache, die einem natürlich Zuhause auch immer wieder mitgegeben werden. Die Fahrt verlief reibungslos und wir wurden bis vor unser Hostel gebracht. Später, als wir in Blantyre jemanden suchten, um uns Dollars in Kwuacha umzutauschen, schreiben wir wieder unserem Fahrer. Dieser meinte umgehend, dass er uns den Tausch arrangiert und in 5' beim Hotel sein wird. Sofort fragte ich mich wieder, was er sich davon erhofft: "Will er einen Teil des Geldes?" "Kann er es zu einem besseren Kurs umtauschen und gibt uns nur einen Teil zurück?" etc. Wieder verlief alles reibungslos und der Fahrer verschwand so schnell wie er gekommen war. Mir fiel also auf, dass hier eine schöne, hilfsbereite Kultur herrscht und es mein Fehler ist, dass ich sie mit meinen Gedanken oft zu einer unsicheren oder unseriösen Kultur mache, weil ich immer das Gefühl habe, dass sie einen Mehrwert für sich selbst suchen. Wenn ich so darüber nachdenke,

bin ich oft leicht nervös, weil man oft auf Hilfe und die Ehrlichkeit anderer angewiesen ist. Bis jetzt hat es aber fast ausnahmslos funktioniert und meine Ängste sind meistens unbegründet und insofern auch unfair/ stereotypisch. Ich glaube, dass hier durch die Sprache eine grosse Rolle spielt, da wir oft nicht verstehen, was die verschiedenen Menschen miteinander besprechen, aber sehr wohl verstehen, dass es um uns geht (Asungu, TTC, Blantyre etc.). Natürlich gibt es auch Ausnahmen. Als wir die All Angels Kirche in Blantyre besuchten, hatten wir eine komische Konversation mit einem Sicherheitsmann, welcher uns ein Monument Raum unbedingt zeigen wollte, obwohl wir überhaupt nichts gefragt haben und sehr zufrieden waren, indem wir einfach durch den Park schlenderten und die Kirche anschauten. Nachdem er uns den sagemumwordenen Raum zeigte (eine Besenkammer mit einem Bild von Herrn Livingstone) wollte er dafür plötzlich sehr direkt Geld. Alles in allem war es eine sehr eigenartige Konversation und es wurde von uns Geld verlangt für eine «Dienstleistung», die wir nie wollten. Diese Art des Geld Fragens kam bisher schon 1–2-mal vor.

Der grösste Unterschied vom Land zur Stadt war definitiv, dass wir als Weisse weniger angestarrt und uns Waren weniger aggressiv angeboten wurden. Gleichzeitig wurde aber mehr nach Geld gebettelt und ich fühlte mich alles in allem unsicherer. Deshalb wollten wir am Abend auch nicht mehr durch die Stadt gehen. Nicht per se in Blantyre aber allgemein bewusst wurde mir, wie sehr ich die Diskussionen mit Benj schätze. Man kann Themen auf einem hohen und angenehmen Niveau besprechen und ist sich auch ziemlich sicher, dass einem der andere versteht. Immer wieder ziehen wir uns zurück um einfach zu zweit zu sein und diese "Ruhe" genieße ich sehr.

22. Distanz

Wir haben eine Wanderung am Mount Mulanje gemacht. Die Natur war wunderschön und ich genoss diese Art der Begegnung mit Malawi. Neben all den sozialen Interaktionen mit Einheimischen finde ich das Sehen des Landes sehr interessant. Während dem Wandern hatte ich wieder viel Zeit, um nachzudenken. Wie bereits auf dem Bootstrip waren auch hier die Guides in den Pausen sehr distanziert zu uns. Am deutlichsten zeigte sich das wieder beim Mittagessen, welches nicht zusammen eingenommen wurde. Wie es uns bereits aus dem Chingalire und vom Bootstrip bekannt war, assen die Guides einige Meter entfernt von uns. Die ganze Interaktion war von „unten nach oben“. Wenn sie zu uns kamen, sprachen sie sehr bedacht und gingen fast gebückt, zusätzlich sprachen sie uns mit „Boss“ oder „Sir“ an, was sich für mich befremdlich und hierarchisch anfühlte. Obwohl sie uns in diesem speziellen „von unten nach oben“ Winkel betrachteten, trauten sie uns nicht viel zu. Sie konnten es kaum zulassen, uns mithelfen zu lassen und gaben mir das Gefühl, mir diese einfachen Arbeiten nicht zuzutrauen. Das deckt sich mit früheren Erfahrungen mit anderen Personen in Malawi, welche uns entweder bedienten oder belehrten (Wie macht man Nsima etc.) aber nie zusammenarbeiten liessen. Sogar mit unseren Nachbarn am TTC war es schwierig wirklich miteinander zu kochen. Zum Ende hin durften wir ihnen zwar beim Schneiden von Gemüse helfen, aber eigentlich immer nur auf unser Nachfragen. Obwohl wir uns immer wieder anboten, wurden wir selten auf eine natürliche Art und Weise in den Arbeitsprozess eingebunden. Diese andere Umgangsart, macht mir grosse Mühe, weil sie in jegliche Beziehung eine Distanz hineinbringt. Auf der Rückreise mit dem Minibus wurde mir ein weiterer Grund für diese Distanz bewusst. Bei einem Stop an einem Markt begann eine Frau mir auf Chichewa Sätze zuzurufen, welche ich nicht verstand. Ein Mann versuchte zu übersetzen. Spätestens nach dem er seine Erklärung mit Gesten ergänzt hat wurde mir klar, dass diese Frau irgendetwas in Richtung Sex fragte und der Mann versuchte, sie mir „anzubieten“. Mehr als „no,no“ bekam ich in diesem Moment nicht zu Stande. Anhand des Gelächters, dass die Situation begleitete, gehe ich auch

stark davon aus, dass dies nicht ganz ernst gemeint war. Dies fiel mir aber erst auf, als ich die Situation im Bus nochmals durchdachte. Meine Reaktion nervt mich. Weil ich immer Angst vor Missverständnissen habe, hat es in meiner Interaktion kaum Platz für Spass oder Witze. Ich bin überzeugt, dass ich in der Schweiz die Situation direkt besser eingeschätzt hätte und mir sicher irgendeine Erwiderung eingefallen wäre. Ich glaube, dass diese Unsicherheit vor allem von mir ausgeht. Immer wieder wiederhole ich, was die Personen bereits sagten, um sicherzugehen, dass wir uns richtig verstehen. Benj wies mich darauf hin, dass er das Gefühl hat, dass das meistens zu noch mehr Missverständnissen führt. Zusätzlich habe ich auch immer wieder Angst, das Englische selbst nicht richtig zu verstehen. Beides führt zu einer Angst vor Missverständnissen und diese wiederum zu einer weniger offenen, weniger witzigen Kommunikation. Ich glaube, dass dieses Verhalten auch viel Distanz mit sich bringt, obwohl es völlig unangebracht ist. Bisher haben alle Abmachungen geklappt und ein Missverständnis wurde nie zu unserem Nachteil ausgelegt. Ich kann mir nicht ganz erklären, wieso ich trotzdem immer das Gefühl habe, missverstanden zu werden oder in ein Fettnäpfchen zu treten.

23. Ausfall

Die letzten Tage am TTC boten nochmals eine gute Zusammenfassung dessen, was mich über den gesamten Aufenthalt des Öfteren verärgert hat. Benjamin und ich wollten den Unterricht besuchen, um nochmals letzte Erfahrungen zu sammeln und uns such nochmals von unseren Bekannten am TTC richtig zu verabschieden. Allerdings fielen alle (!) Lektionen aus und nur die wenigsten Student*innen machten sich die Mühe überhaupt die Hostels zu verlassen. So konnten wir die freie Zeit nicht mal mit gemeinsamem Spielen nützen. Als wir uns dann entschieden, das Projekt Unterricht aufzugeben und die Principals zur Verabschiedung zu besuchen, waren auch diese Büros allesamt leer. Man erklärte uns, dass sich das auch nicht mehr ändern würde: "Maybe after the weekend". Diese Art der Unzuverlässigkeit und des ständigen Zufalls, ob etwas wie geplant stattfindet oder nicht, fand ich mühsam. Meiner Meinung nach wird das TTC so auch nicht der Vorbildrolle gerecht und zeigt den Lernenden, dass zufällige Abwesenheiten völlig normal sind. Dementsprechend oft konnten wir auch in den Primarschulen oft Abwesenheiten von Lehrpersonen beobachten, obwohl den Kindern diese Lernzeit sicher guttun würde. Für mich war so der Abschied such nicht rund, obwohl das TTC dieses Datum als letzter TTC-Tag festgelegt hat. Diese Differenz in der Zuverlässigkeit führt für mich zu einer Distanzierung zwischen den beiden Kulturen. Immerhin konnten Benjamin und ich uns gut von der Familie Kika verabschieden. Wir kauften Kartoffeln, Mehl und Öl und bereiteten mit ihnen zusammen "Ghetto-Pizza" vor, so wie wir es von ihnen gelernt hatten. Dabei war es wie immer, ich fühlte mich sehr willkommen und sah auch, dass ihnen die Abwechslung Spass bereitete. Dies verdeutlichte sich auch daran, dass sie uns wieder zum Abendessen einluden und uns nochmals Nsima mit verschiedenen Beilagen servierten. Trotz dieser Gastfreundschaft, dem langen Zusammenleben, diesem Gefühl des Willkommenseins und der guten Beziehung zu den Knaben, fehlte es mir sogar an diesem letzten Tag an Herzlichkeit. Normalerweise fallen mir diese Abschiede schwer und zeigen mir nochmals, wie angenehm das Zusammensein war, auch hier fand ich es schade, konnte den Abschied aber sehr Objektiv einordnen und hatte überhaupt keine Trauergefühle. Diese Herzlichkeit fehlte mir in jeder Bekanntschaft mit den Einheimischen. Mit vielen Studenten des TTC's hatten wir guten Kontakt, zusammen Sport getrieben oder zusammen Gitarre gespielt und bei allen fühlte ich wohl und willkommen. Ich genoss die Zeit mit ihnen. Wie bereits beschrieben fehlte mir aber in jeder Beziehung die Herzlichkeit und ich kann nicht genau Einordnen, woran das liegt. In meinem Empfinden bleibt immer diese Restdistanz, sei es durch die Sprache, andere Interessen oder einfach nur dem Gefühl, dass sie nett sein müssen, ohne das mit vollem Herzen

zu tun. Wahrscheinlich tue ich ihnen damit unrecht und exkludiere auch alle von mir ausgehenden Faktoren, welche diese Distanz begründen könnten. Alles Aufgelistete kann auch auf mich zutreffen. Auch beim Herumreisen wurde uns wieder sehr lieb geholfen, in den 7 Wochen Malwi wurde mir wahrscheinlich mehr Hilfe angeboten als in der Schweiz in mehreren Jahren. Trotzdem fehlt diese herzliche Bindung. Oftmals werden mir gute Begegnungen auch durch das "Überbehüten" kaputt gemacht. So hatten wir für die letzten zwei Fahrten sehr nette Driver, welche uns auch gleich beim Weiterreisen geholfen hatten. Sie meldeten sich jeweils durch den Tag wieder bei mir und wollten wissen, wie es uns geht. Diese Freundschaft und Hilfsbereitschaft passt für mich aber nicht mit der gemeinsamen Autofahrt überein, bei welcher wir in 4h 5 Wörter miteinander gewechselt haben. Diese Diskrepanz und die anderen beschriebenen Gründe können zum Teil erklären, wieso mir die Herzlichkeit und Vertrautheit über die ganze Zeit in Malawi fehlte. Abschliessend erklären kann ich es aber nicht. Es wäre sicher interessant die gegensätzliche Perspektive zu sehen, um auch mein Verhalten zu reflektieren. Ich bin mir fast sicher, dass auch mein Verhalten zu dieser Distanz beigetragen hat, obwohl ich dafür in der Reflexion kaum erklärbare Gründe finde.

24. Miss you

Nach dem Abschied und auch schon während dem Aufenthalt am TTC erreichen mich immer wieder Nachrichten, in welchen uns gewisse Personen "vermissen" (I miss you my friend). Auch nach dem Rückkehren von gewissen Ausflügen sprachen mich Mitstudent*innen auf diese Weise an. Ich empfinde dies jeweils als komisch, weil es nur schwer nachvollziehbar ist. Vor allem, wenn es sich um Personen handelt, mit welchen man ansonsten kaum interagiert. Ich kann nicht verstehen, wie man jemanden dann vermissen kann und habe dann das Gefühl, dass es nicht wirklich ernst gemeint ist. Trotzdem fällt es mir schwer, in diesen Situationen zu reagieren, da ich das Gefühl habe, dass eine ähnliche Reaktion erwartet wird.

Da wir langsam auf das Ende des Aufenthaltes, zugehen merke ich, dass ich aber auch Dinge vermissen werden. Vielleicht weniger einzelne Personen als die ganze Erfahrung. Überraschenderweise fühle ich nur wenig Vorfremde auf die Schweiz. Wenn ich darüber nachdenke, freue ich mich natürlich auf viele Dinge, aber es ist nicht so, dass ich "froh" bin nach Hause gehen zu können. Ich bin mir sicher, dass ich viele Aspekte des Aufenthaltes vermissen werde und bin froh, dass sich dies nach den anfänglichen Schwierigkeiten so entwickelt hat. Der Aufenthalt hat mir gezeigt, dass ich wieder einmal solche Erfahrungen machen möchte. Deshalb denke ich zurzeit stark über ein Zwischenjahr nach 2 Jahren arbeiten nach. Ich bin sehr froh diese Erfahrung gemacht zu haben und nun genauere Vorstellungen von meiner Zukunft zu haben.

Für den heutigen, letzten Tag sind wir ins Chingalire Village zurückgekehrt, um einen sicheren und zuverlässigen Transport an den Flughafen zu haben. Die Reise hierhin war, entgegen der vorherigen Reiseerfahrungen, sehr beschwerlich und wir mussten spätabends von Ben Lilongwe abgeholt werden, weil keine Möglichkeit mit dem öffentlichen Verkehr bestand. Wieder einmal haben uns viele Einheimische mit unseren Reiseschwierigkeiten geholfen. Mehrmals mussten wir den Bus wechseln oder wussten, vor allem spätabends, nicht, wem wir vertrauen konnten. Trotz unglaublich schlechten Englischkenntnissen der Mitreisenden wurde immer versucht uns zu helfen. Wie bereits mehrmals beschrieben völlig bedingungslos. Nur einen Tag vorher hatten wir ein Gespräch mit deutschen Touristen. Auch sie erzählten viel von diesem bedingungslosen Helfen und wie schön diese Art der Kultur ist. Zusätzlich haben wir die Fröhlichkeit besprochen, welcher wir immer wieder begegnen, obwohl die Einheimischen oftmals kaum genug zum Leben haben. Wir waren uns einig, dass wir dies vermissen werden

und versuchen wollen diese schönen Attribute in der Heimst mehr zu leben. David (deutscher Tourist) arbeitet bereits seit 9 Monaten auf einer Farm als Volunteer. Deshalb war es sehr spannend, dass er die Interaktion mit den Einheimischen ebenfalls als oberflächlich beschrieb. Ich dachte, dass dies bei uns vielleicht an der kurzen Zeit liegt, seine Beispiele widersprechen dieser These jedoch. Ausserdem ist er der Meinung, dass auch die Interaktionen der Einheimischen untereinander, soweit er dies verstehen kann, sehr oberflächlich sind. Deshalb sprach er sogar von einer oberflächlichen Kultur. Dies deckt sich mit meinen Erfahrungen und liefert zum Teil eine Begründung dafür, wieso ich nie komplett angekommen bin und immer wieder diese Distanz gespürt habe.

Nachdem sich unsere Erfahrungen in den eben genannten Punkten sehr ähnlich waren, gab es dann doch noch eine unterschiedliche Wahrnehmung einer Erfahrung. Gemäss ihnen, sei der Umgang mit Zeit hier der Richtige und wir in den "westlichen" Länder hätten einen falschen, zu gestressten Umgang damit. Mit dem zweiten Teil der Aussage bin ich einverstanden, allerdings finde ich ihre Umgangsform nicht besser. Diese Unzuverlässigkeit, Ineffizienz und zum Teil Faulheit sind mir immer wieder unangenehm bewusst geworden, weil es zu langen Wartezeiten führt. Ausserdem glaube ich, dass der mangelnde Wohlstand zum Teil (natürlich sind mir die historischen Gründe rund um die Kolonialisierung sehr bewusst) auf dieser Lebenseinstellung beruht. So ziehen sich viele Arbeiten lange, Männer verbringen die Zeit beim täglichen Alkoholkonsum und viele der Mitstudierenden verbrachten die meiste Zeit des Tages am Handy. So kamen immer wieder Fehlinformationen und Unwahrheiten in Umlauf und die Menschen entwickelten wenig wirkliche Interessen. Dementsprechend selten waren sie auch bereit in etwas zu investieren. Deshalb glaube ich, dass beide Einstellungen und Umgangsformen mit der Zeit zu extrem sind und wir im besten Fall einen Mittelweg finden müssen, um weiterhin interessierte, aufgeschlossene und auch effiziente Menschen zu bleiben, ohne auf der anderen Seite die Burnoutfälle in die Höhe schiessen zu lassen.

Heute werden wir nochmals Zeit mit den Chingalire-Mitarbeitenden verbringen und mit ihnen den Markt besuchen, bevor wir morgen zurück in die Schweiz fliegen. Ich freue mich auf diese Erfahrungen und auf das Wiedersehen, diese werden dann im letzten Tagebucheintrag, welcher nach der Rückkehr verfasst wird, beschrieben.

25. Heimkehr

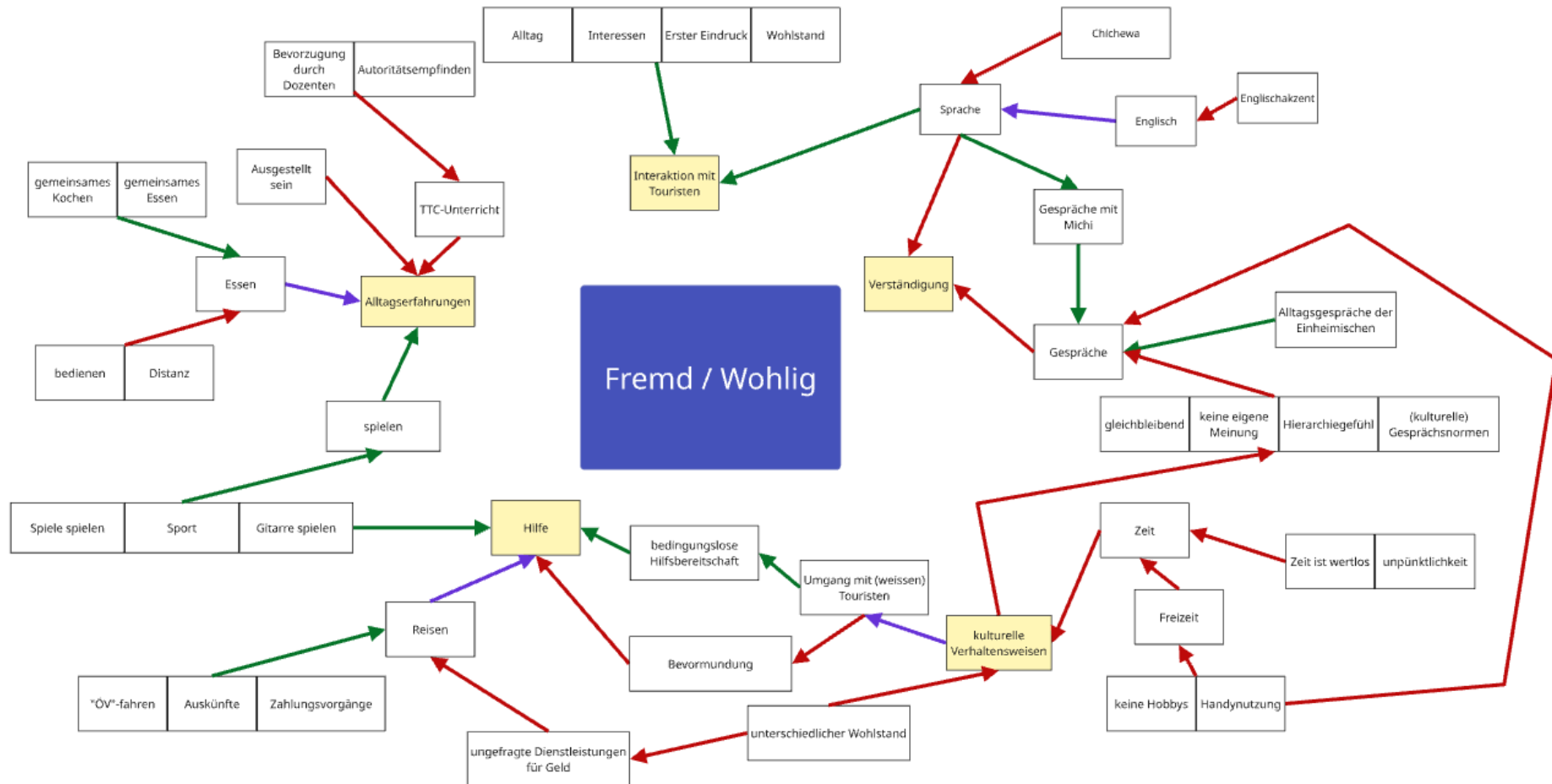
Die beiden letzten Tage im Chingalire waren nochmals sehr schön. Ich genoss den Luxus, immer viel Essen zu haben und zumindest kaltes, fliessendes Wasser sowie Strom zu haben. Dabei war die Interaktion mit den Einwohnern viel angenehmer als beim ersten Mal. Es fühlte sich an, als würde man alte Bekannte wieder treffen. Zum Teil wirkte die Kommunikation immer noch gestellt bzw. fühlte sich für mich nicht ganz auf Augenhöhe an. Allerdings war das sehr selten der Fall. Wir bekamen viele Freiheiten, durften das Programm mitbestimmen und allein essen. Trotzdem wurde die Interaktion mit uns gesucht, und wir verbrachten einen ganzen Nachmittag beim gegenseitigen Spieleerklären und Spielen. So war diese letzte Erfahrung nochmals sehr schön. Auch diesmal wurden zum Abschied einige Fotos gefordert. Es war aber sehr angenehm und gerade wegen der schönen Tage wollte ich auch diese Fotos schiessen.

Als wir an den Flughafen fuhren und nochmals die malawischen Dörfer sahen, lies ich die ganze Reise nochmals Revue passieren und war unheimlich froh, diese Erfahrung gemacht zu haben. Als wir nur einige Stunden später in Addis Abeba standen, hätte der Unterschied im Lebensalltag und Wohlstand der Menschen grösser nicht sein können. Dieses ungleiche Verteilen und trotzdem nur einige Stunden auseinander zu sein, hat mir zu schaffen gemacht und auch jetzt hier in der Schweiz, macht es mir Mühe diese riesige Ungleichheit nochmals

bewusster wahrzunehmen. Nach der über 20-stündigen Reise, staunte ich nicht schlecht als zuhause nicht nur wie abgemacht meine Freundin, sondern mein ganzer Freundeskreis zum Brunch wartete. Obwohl ich fix und fertig war, genoss ich diesen Empfang und wurde mir nochmals bewusst, wie das "Fremd sein" oftmals auch mit dem Verlieren seines Umfeldes zusammenhängt. Mit all diesen Menschen Zeit zu verbringen war sehr schön und hat mir auch gezeigt, dass ich das soziale Umfeld zu Recht vermisst habe und ihm auch zurecht eine grosse Bedeutung zuweise. Trotz allem wäre ein Teil von mir gerne in Addis ausgestiegen, um nochmals einige Wochen weiterzureisen und weiterhin Erfahrungen zu sammeln. So ist diese Reiseerfahrung für mich extrem wertvoll und ich bin mir sicher, dass ich aufgrund dieser Erfahrungen zukünftig wieder etwas ähnliches machen möchte.

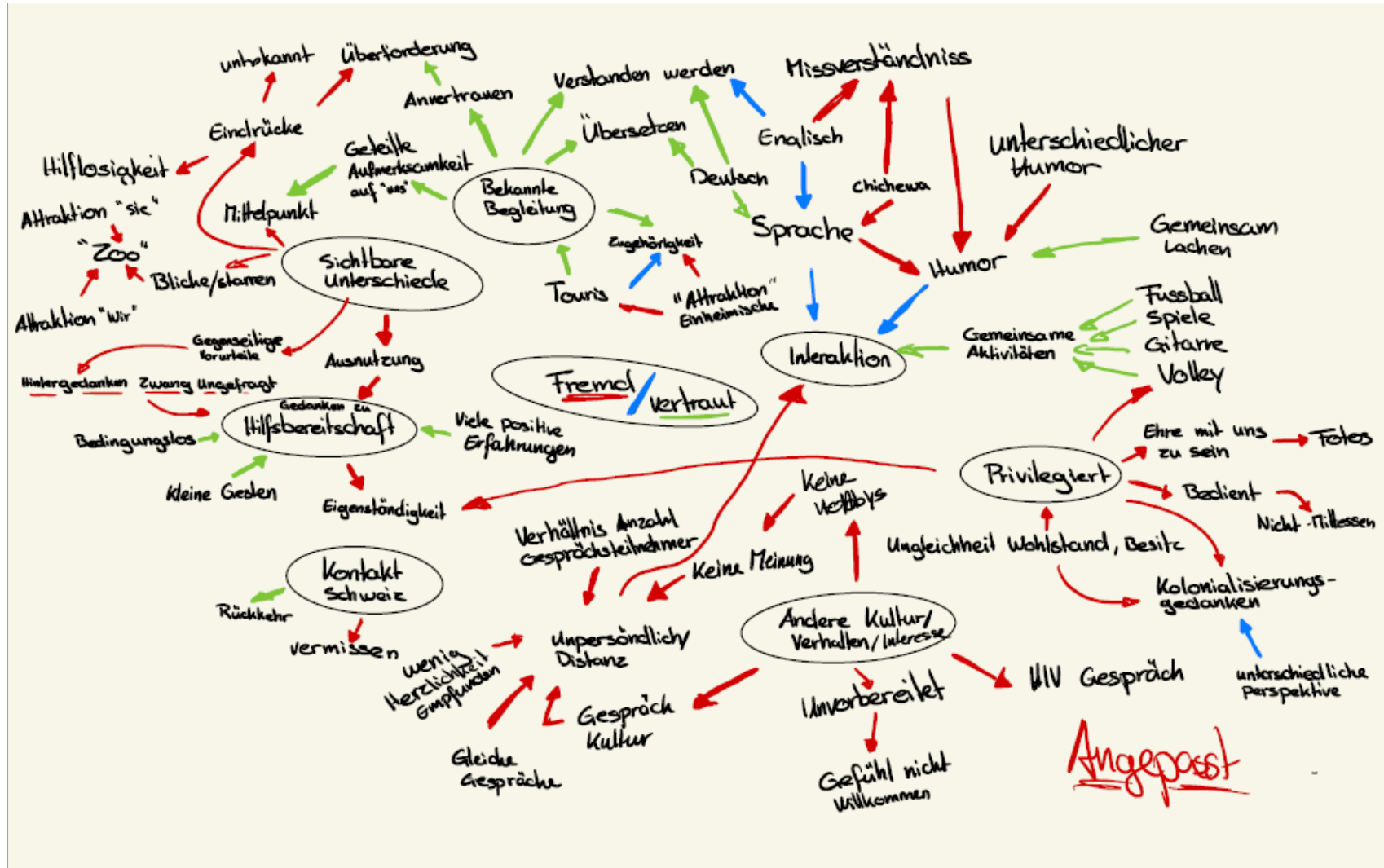
11.3 Struktur-Lege-Technik A

Hierbei handelt es sich um das Konsensbild der Struktur-Lege-Technik zum Tagebuch A.



11.4 Struktur-lege-Technik B

Hierbei handelt es sich um das Konsensbild der Struktur-lege-Technik zum Tagebuch A.



11.5 Eigenständigkeitserklärung

Erklärung zu Eigenständigkeit und Veröffentlichung

Hiermit bestätigen wir, dass wir die vorliegende Arbeit mit dem Titel „Fremd sein – Interkulturelles Lernen als Chance, ein Erfahrungsbericht“ unter der Leitung von Alexander Schroeter eigenständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen verwendet habe.

KI-gestützte Werkzeuge wie z.B. ChatGPT habe ich für folgende Teile des Arbeitsprozesses verwendet:

- Entwickeln der Fragestellung
- Recherchieren von Literatur
- Entwerfen der Gliederung
- Entwickeln der Argumentation
- Wissenschaftsangemessenes Formulieren
- Zusammenfassen und Paraphrasieren – insbesondere in den Kapiteln 4 & 5
- Überprüfen von Rechtschreibung und Grammatik

Des Weiteren bin ich damit

- einverstanden, nicht einverstanden,

dass die vorliegende Arbeit in der Lehre am PH-Institut NMS verwendet und insbesondere auf ILIAS (letzteres nur im Falle einer ausgezeichneten Bewertung) zuhanden von Dozierenden und Studierenden bereitgestellt wird.

Datum
06.07.2025

Unterschrift


Michael Fuhrer


Benjamin Weber